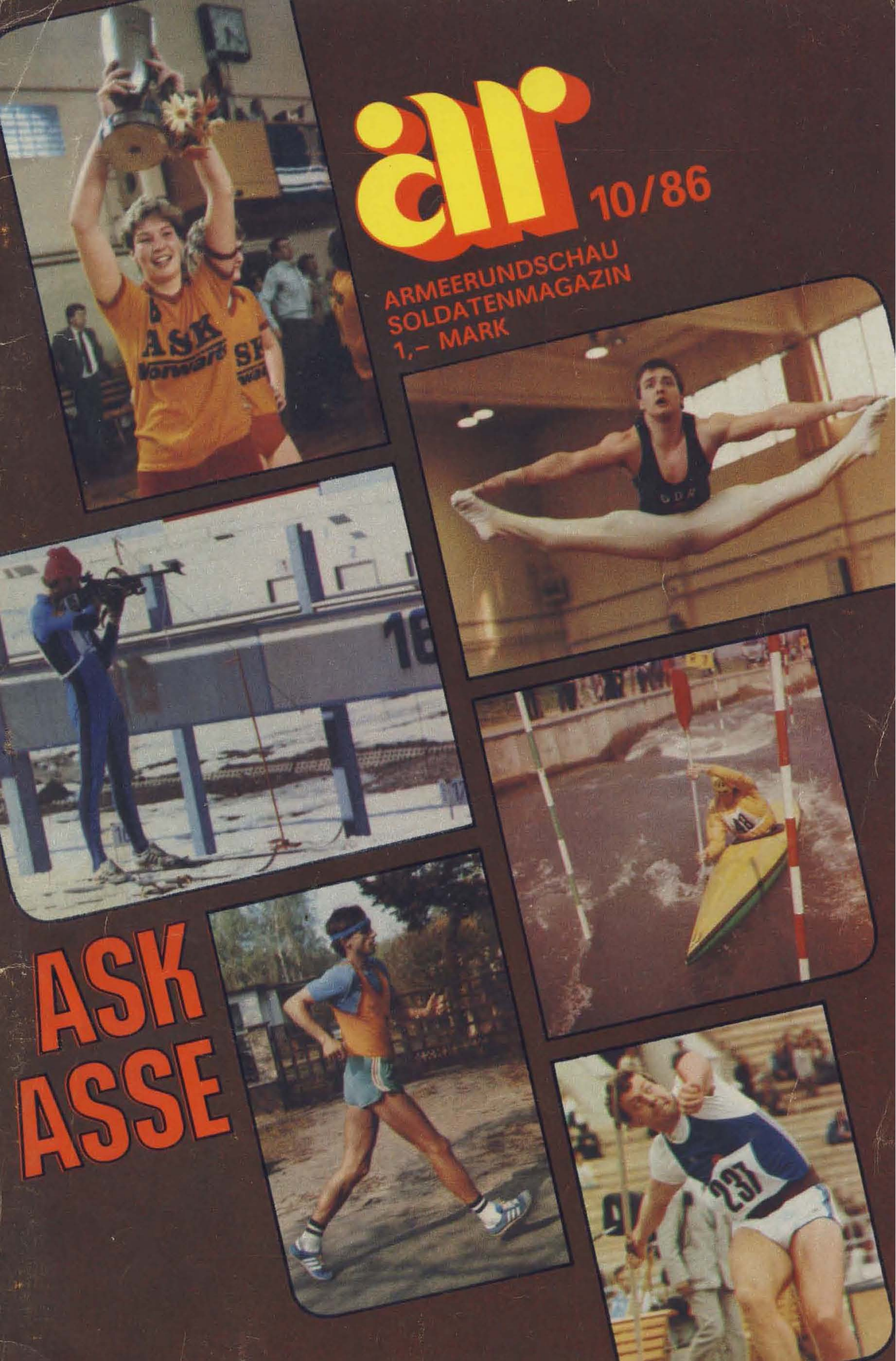
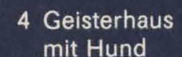

ar
10/86
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
ASK
ASSE

92 ▶
30 ▶









4 Geisterhaus mit Hund
6 Da muß er durch
10 Die Korrektur
16 Postsack
20 ... wir werden uns auch ohne dich erlösen!
26 Bildkunst
28 AR international
30 Übermütig und selbstgefällig?
36 550 mal Leben
40 Grand mit 7
46 Flugdienst mit Gheorghitá
52 AR-Preisausschreiben
54 Arche der Matrosen
60 Mini-Magazin
63 Militaria/ Der Spartacusaufstand
68 Typenblätter
70 Feuerwerk
74 Vorwärts
80 „Gewalt ist so etwas wie unser Lebensgefühl ..."
86 Überraschungsmomente
88 Vor Kronstadt
92 Rund ums Lesen und Schreiben
96 Rätsel
98 Leser-Service




54 ▲
46 ▶



▶ 40



Gegenfrage: Wäre es etwa vertretbar, bei den Unteroffizieren einen physischen Leistungsabfall gegenüber den Soldaten zu dulden?
Sie sind mot. Schützengruppenführer. Müssen Sie da nicht in ganz besonderem Maße kräftig, ausdauernd und gewandt, also körperlich fit sein? Wie wollen Sie Ihr militärisches Kollektiv erfolgreich führen, wenn Ihnen schon bald die Puste wegbleibt? Wie wollen Sie Ihren Unterstellten beispielgebend vorangehen, wenn Ihnen die Knie weich werden? Ich möchte Sie an etwas erinnern: Wer bei körperlichen Strapazen die Fähigkeit verliert, militärisch klug und geschickt zu handeln, der wird den Härten auf dem Gefechtsfeld nicht gewachsen sein – hob die XIV. Parteidelegiertenkonferenz in unseren Streitkräften hervor. Und wandte sich gegen jede Unterschätzung der physischen Ausbildung.
Gerade die aber liegt in Ihrem Falle vor, bei Ihnen und Ihren Genossen ganz persönlich. Leistungsüberprüfungen belegen es. Ergo wurde den Unteroffizieren befohlen, was im allgemeinen nur für Soldaten sowie Unteroffiziers-, Fähnrich- und Offiziersschüler gilt: Frühsport. Die Entscheidung ist nicht nur rechtens, sondern auch sehr verantwortungsbewußt getroffen worden. Schließlich gehört es zu den (in der Innendienstvorschrift nachzulesenden) allgemeinen Dienstpflichten des Regimentskommandeurs und der anderen Vorgesetzten, periodisch den Stand der Gefechtsausbildung und Gefechtsbereitschaft zu analysieren und daraus die nötigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Um in Ordnung zu bringen, was noch nicht in Ordnung ist. Aus eben diesem Grund räumt Ziffer 55 der DV 010/0/002 – Militärische Körperertüchtigung – den Kommandeuren auch das Recht ein, im „Interesse der Erhöhung der körperlichen Leistungsfähigkeit den Teilnehmerkreis am Frühsport zu erweitern". Letztendlich dient dies den in ihren Leistungen abgefallenen Unteroffizieren auch ganz persönlich, denn was ist das schon für ein Vorgesetzter, der seinen Unterstellten hinterherhinkt?



Was ist Sache?

Ist es überhaupt vertretbar, daß jetzt auch wir Unteroffiziere Frühsport machen müssen?
Unteroffizier J. Schulz

Wer bezahlt die Eintrittskarte?
Unteroffizier Patrick Ahrens

Muß ich den dienstfreien Sonnabend am Standort verbringen?
Feldwebel K.-H. Block

*

Zum Abi-Ball Ihrer Schwester waren auch Sie eingeladen und hatten dafür Urlaub beantragt. Anfangs sah es so aus, als ob Ihrer (Ball-)Reise nichts entgegenstünde, aber dann kam doch etwas dazwischen: ein anderer Genosse wurde krank und Sie mußten seinen Dienst übernehmen. Eine rechtzeitige Absage war Ihnen nicht möglich, so daß die für Sie vorgesehene Eintrittskarte verfiel.
30 Mark hat Ihre Schwester dafür ausgegeben, waren doch damit noch ein Gedeck und eine Flasche Wein verbunden. Leider aber muß ich Sie enttäuschen, denn die Tatsache, daß es Ihnen aus dienstlichen Gründen nicht möglich war, der Einladung zu folgen, berechtigt weder Sie noch Ihre Schwester zur Rückforderung der Kosten für die Eintrittskarte.

*

Als Berufsunteroffizier erhalten Sie monatlich zwei dienstfreie Sonnabende, natürlich unter Beachtung der ständigen Gefechtsbereitschaft. Sie sind in einem NVA-Wohnheim untergebracht, haben jedoch eine Verlobte, die in einem fünf Kilometer vom Standort entfernten Dorf wohnt. Ihr Kompaniechef ist nun der Auffassung, daß Sie an den dienstfreien Sonnabenden im Standortbereich bleiben müssen.
Das stimmt allerdings nicht. Gemäß den Festlegungen in der DV 010/0/003 – Innendienstvorschrift – kann er Ihnen durchaus gestatten, den dienstfreien Sonnabend bzw. das Wochenende bei Ihrer Verlobten zu verbringen. In diesem Fall wäre die Anschrift, unter der Sie zu erreichen sind, ins Urlaubsbuch einzutragen und ein Urlaubsschein auszuschreiben.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

GEISTERHAUS MIT HUND

Es ist nicht der große Name, der Isabel Allende schnell in die Reihe der bedeutenden Schriftsteller Lateinamerikas rücken ließ. Die Nichte des 1973 ermordeten chilenischen Präsidenten ist eine Frau mit starkem Talent, und sie kann wunderbar erzählen. „Das Geisterhaus" ist ihr erster Roman und gleich ein großer Wurf.

Erzählt wird die Geschichte einer chilenischen Familie. Der zeitliche Bogen spannt sich vom Beginn dieses Jahrhunderts bis hin zu den furchtbaren Ereignissen des faschistischen Putsches durch Pinochet und Konsorten. Vor uns breitet sich gelebtes Leben dreier Generationen aus. Es ist die Stärke Isabel Allendes, die verschiedenartigsten Charaktere ganz genau zu erfassen und sie ebenso behutsam wie energisch nachzuzeichnen. Uns wird nichts verschwiegen, was im Leben all dieser Menschen bedeutsam war, was es verkrüppeln oder aufblühen ließ, was es sinnlos oder aber herrlich machte. Der Großvater Esteban Trueba zum Beispiel, ein besitzstolzer, machtbesessener Großgrundbesitzer, der vor Wut schäumend alles niederriß, was sich seinen Plänen in den Weg stellte, der mit seinen maßlosen Begierden wehrlose Bauernmädchen überfiel, der niemandes Widerspruch duldete – eine eindrucksvolle literarische Figur. Clara, die Großmutter, hatte als Kind neun Jahre lang kein einziges Wort gesprochen und ganz in der Welt ihrer Träume und Phantasien gelebt. Als Estebans Frau wird ihr mehr zugemutet, als ihre Zerbrechlichkeit und Verletzbarkeit ertragen können. In sich gekehrt, geistig verwirrt und dann wieder überscharf sehend, erkennt sie den beginnenden Zerfall der Familie. Ihre Tochter Blanca kämpft verzweifelt um ihre Liebe zu Pedro Tercero Garcia, dem Bauernjungen, den sie seit der gemeinsamen Kindheit kennt, der ein politisch aktiver Mann und als Volkssänger bekannt geworden ist, von der Autorin eindrucksvoll dargestellt. Die Macht des Großvaters reicht bis in diese Generation; er zertritt diese Liebe brutal. Blancas Tochter Alba schließlich wächst in die Zeit der großen Veränderung in Chile hinein. Sie wird zum Opfer der faschistischen Junta. Knapp entrinnt sie der Folterhölle und überlebt. Alba beginnt aufzuschreiben, was sie aus den Erzählungen der Großeltern, der Mutter, aus Tagebuchnotizen erfährt, und dringt vor bis zu den Wurzeln ihrer Familie. Die Dinge der Vergangenheit dem Vergessen zu entreißen und das eigene Entsetzen zu überleben, das waren Albas Motive.

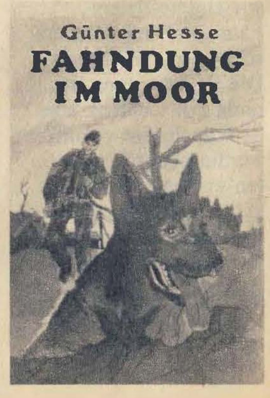
Das Buch öffnet die Türen zu den intimsten und unglaublichsten Lebensvorgängen. Liebe und Haß toben sich aus; Güte und Grausamkeit, Hilflosigkeit und Lebensgier prägen die Handlungen der Menschen. Ein pralles Buch, mit hoher Erzählkunst geschrieben, mit Weisheit auch und einer sehr eigenen Art von Humor; ein Buch, das uns viel über Chile zu sagen hat, vor allem aber über Menschen in ihren Möglichkeiten und Grenzen. Es erschien im Aufbau Verlag, und Ihr solltet es lesen.

Von dem zottigen Hund Barrabas, der in diesem Roman eine gewisse Bedeutung hat, komme ich mühelos auf ein neues Buch, in dem Hunde die Hauptthelden sind. Kondor, Lux, Rex, Fanni heißen die scharfzähnigen Schönheiten, große Könner allesamt und ausgefuchste Spezialisten wie die Menschen, mit denen sie zusammenarbeiten. Da verirrt sich ein Stadtkind im Moor. Großfahndung.



Isabel Allende

In einem Helikopter werden zehn besonders sanftmütige Hündinnen in das Sumpfgebiet geflogen. In einer aufregenden Rettungsaktion gelingt es der graufelligen Dana, das Häufchen Unglück aufzuspüren. Szenenwechsel. Die furchtbar zugerichtete Leiche einer Frau wird gefunden. Keine Papiere, keine Hinweise auf den Täter. VP-Meister Anger schnallt seinem Hund Kondor das Suchgeschirr um; der Mörder hat keine Chance. In einem anderen Fall wird hochgefährliches Kriechgas entdeckt. Explosionsgefahr. Die Zeit läuft, schleunigst muß die unterirdische Austrittsstelle gefunden werden. Suchhündin Assy senkt die Nase; die Arbeit von Mensch und Tier beginnt. In sechs Geschichten – ihre Handlungen umfassen vier Jahrzehnte – erzählt uns Günter Hesse, was Dienst- und Gebrauchshunde der Deut-



schen Volkspolizei zur Aufklärung von Verbrechen und Unglücksfällen leisten. Tatsachen, Sachkenntnis, Liebe zum Tier und eine spannende Erzählweise sind die Rohstoffe zu Hesses Erzählungen. Viel Wissenswertes erfährt man über die Ausbildung dieser „Hundepersönlichkeiten". Wissenschaftliche Methoden und trickreiche List sind nötig, bis die Tiere zu solch erstaunlichen Leistungen fähig, bis Herr und Hund ein festes Paar sind. Günter Hesse, er war viele Jahre lang Rundfunkjournalist und ist der Erfinder der Sendung „Straßenbekanntschaften", hat ein lesenswertes Buch geschrieben. Die Heerscharen der Hundeliebhaber werden ihre helle Freude daran haben. Es erschien im Militärverlag der DDR und heißt „Fahndung im Moor".

Nicht um Kinder zu retten, nein, um sie zu hetzen und zu verletzen, darauf richtet man Hunde in Südafrika ab. Zum Beispiel gegen die Kinder von Soweto. Diese Stadt ohne Namen (Soweto ist das Kurzwort für South Western Township) ist ein riesiges Afrikanerghetto nahe bei Johannesburg. Am 16. Juni 1976 sammelten sich zwanzigtausend Schüler auf den Straßen Sowetos, um friedlich gegen die von Botha befohlene Einführung des verhaßten Afrikaans als Unterrichtssprache zu demonstrieren. Ihre Waffen waren Pappdeckel und Papierfahnen, auf die sie ihre Anklagen geschrieben hatten: „Zur Hölle mit der Bantu-Erziehung!", „Schwarze sind keine Mülleimer!". Die Rassistenbüttel setzten ihre Waffen ein: Tränengas, Schlagstöcke, Hunde. Und schließlich Schußwaffen. Die weiße Rassistenpolizei knallte in die Menge, die Mörder schossen und schossen. Hunderte ermordeter und schwerverletzter Kinder – die Tragödie von Soweto. Täglich wächst die Zahl der umgebrachten, gefolterten, verhafteten schwarzen Kinder und Jugendlichen in Südafrika. Um die unfaßbaren Nachrichten wirklich zu verstehen, empfehle ich Euch, den pakkenden Tatsachenroman „Die Kinder von Soweto" zu lesen (Verlag Neues Leben). Der afrikanische Autor Mbulelo Vizikhungo Mzamane schildert uns Vorgeschichte, Hergang und Auswirkungen dieses machtvollen Volksaufstandes, zu dessen Organisatoren er gehörte.

Hunde, die niemals bellten, und gezähmte bunte Vögel hätten sie vorgefunden in den Hütten der Insel. So steht es in einem Tagebuch unter dem Datum Montag, 29. Oktober 1492. Die Insel hieß Cubagua. Das ist das indianische Wort für „Goldfundstätte", heutiger Name: Cuba. Der dies Tagebuch schrieb, hieß Cristoforo Colombo, Generalkapitän der Armada, die in See gestochen war, den westlichen Seeweg nach Indien zu finden. Als Columbus am 12. Oktober 1492 nach monatelangem Ringen mit dem Meer, den Stürmen, dem Hunger, mit Krankheiten, Meuterern und seinen eigenen Zweifeln landete, hatte er einen neuen Erdteil entdeckt – Amerika. Unzählige Bücher gibt es darüber. Das faszinierendste ist zweifellos das von Columbus geschriebene Bordbuch der Entdekkungsreise von 1492/93. Es ist ein mitreißendes Zeugnis der Wirklichkeit, wie sie sich vor fast einem halben Jahrtausend zugetragen hat. „Das Bordbuch" des Christoph Columbus – dem Verlag Neues Leben gebührt Dank für diese phantastisch besorgte Ausgabe.

Wer nicht einschlafen kann, ohne vorher erotische Kriminalgeschichten gelesen zu haben, der greife zu den achtundzwanzig scharfen, frechen Stories, die der 1889 geborene Walter Serner uns hinterlassen hat (Eulenspiegel-Verlag). Im Milieu der kleinen Ganoven, der Strichmädchen und ihrer Käufer angesiedelt, spiegeln seine geschliffen geschriebenen Geschichten die verzerrte, schmutzige Fratze der spätbürgerlichen Gesellschaft wider. Sollte man mal gelesen haben.

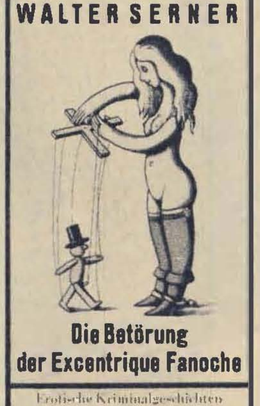
Alles Gute für Euch und bis zum nächsten Mal

tschüß!

Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées

Columbus in Ketten



Diagnose, eigentlich ein geläufiges Wort. Und die meisten Leute haben es nicht nur schlechthin schon mal gehört, sondern auch gelesen. Und zwar auf einem A-6-kleinen Zettel – einem Krankenschein. Zahlen stehen dahinter als verschlüsseltes Ergebnis einer gründlichen ärztlichen Untersuchung. Sie geben dem Eingeweihten Auskunft über „gesundheitliche Defekte" des betreffenden Patienten.

Viermal größer ist der „Krankenschein", der vor Klaus-Jürgen Kuhlee auf dem Schreibtisch liegt. Auf dem Blatt Papier wird er, allerdings unverschlüsselt, mit kleinen Kreuzen in den entsprechenden Spalten die Untersuchungsergebnisse für den AD 20 notieren. AD 20 – das ist der mobile Kranriese auf einem Tatra-148-Fahrgestell, mit dem der Gefreite Peters draußen vor dem Hallentor steht. Der Kran läßt sich nicht ruhig absetzen, wenn nur wenig Last am Haken hängt.



Zwei Spezialisten am Kran: Meßmechaniker Mrosk und Militärkraftfahrer Peters

Auch sei die Abstützung hinten irgendwie nicht in Ordnung. Darum habe ihn sein Vorgesetzter in den Truppenteil „Gustav Schneider" geschickt mit den Worten: Lassen Sie den Kran dort in Ordnung bringen, und kommen Sie schnellstens wieder. Wir brauchen den AD 20 dringend für weitere Entladearbeiten. Doch hinkommen, vielleicht einen neuen Kran drauf, neue Abstützung ran und wieder los – so einfach geht das nicht. Wäre auch sehr materialaufwendig. Ökonomischer Umgang mit Material und kostengünstige Reparatur stehen als Forderungen schließlich nicht nur für den zivilen Bereich unseres Landes.

Darum lenkt der Gefreite sein 25 Tonnen schweres Fahrzeug auch nicht kürzesten Wegs in die Reparaturwerkstatt, sondern der Kran muß erst einmal zur „Voruntersuchung" ins Diagnostikzentrum. Das ist eine Einrichtung hier im Instandsetzungstruppenteil, auf die nicht nur die unmittelbar dort Beschäftigten mit

Da muß er durch

1 Motor
2 Zylinderkopf I
3 Zylinderkopf II
4 Zylinderkopf III
5 Zylinderkopf IV
6 Zylinderkopf V
7 Zylinderkopf VI
8 Zylinderkopf VII
9 Zylinderkopf VIII
10 Zylinderkopfdichtung, r.
11 Zylinderkopfdichtung, l.
12 Fußdichtung
13 Einlaßventile
14 Auslaßventile
15 Ventildeckeldichtung, r.
16 Ventildeckeldichtung, l.
17 Motoraufhängung
18 Ölwanne
19 Ölstand
20 Ölfilter
21 Zentrifuge
22 Kühler
23 Wasserleiste, oben
24 Wasserleiste, unten
25 Wasserpumpe
26 Wasserschlauch, oben
27 Wasserschlauch, unten
28 Lüfter
29 Keilriemen
30 Hydraulikpumpe
31 K...

67 Suchscheinwerfer
68 Begrenzungsleuchten
69 BBS
70 BBSK
71 Bremslicht
72 Blinkgeber
73 Blinkschalter
74 Scheibenwischer
75 Scheibenwaschanlage
76 Nachtmarschanlage
77 Vorglühlampe
78 Ventilator
79 Heizung
80 Anhängersteckdose
81 Anhängerkabel
82 Hupe

119 Wechselgetriebe
120 Schaltgestänge
121 Getriebedeckel
122 Getriebeflansch
123 Nebengetriebe
124 Radialdichtringe
125 Schaltbarkeit
126 Ölstand
127 Tachowelle
128
129 Verteilergetriebe
130 Schaltgestänge
131 Radialdichtringe
132 Aufhängung
133 Halslager
134 Ölstand

171 Radbolzen
172 Radmuttern
173 Schmiermittel
174 Ölstand
175 Reifenfüllanlage
176 Zwischenachse
177 Steckachse, rechts
178 Steckachse, links
179 Ausgleichsgetriebe
180 Differentialdeckel
181 Halslager
182 Radialdichtring
183 Schulterlager
184 Bremstrommel, rechts
185 Bremstrommel, links
186 Bremsbacken, rechts

223 Radbremszyl., v. l.
224 Radbremszyl., m. r.
225 Radbremszyl., m. l.
226 Radbremszyl., h. r.
227 Radbremszyl., h. l.
228 Druckregler
229 Druckleitungen
230 Bremsschläuche
231 [illegible]
232 Luftkessel
233 Anhängerbremsventil
234 Absperrhahn
235 Bremswellen
236 Bremsgestänge
237 Entlüftungsschrauben
238 Bremsflüssigkeitsstand
239
240 Rahmen/Aufbau
241 Traversen
242 Längsträger
243 Pritsche
244 Koffer
245 Fahrerhaus

Diagnose-Prüfprotokoll

Typ
Motor-Nr.
Fahrgestell-Nr. | Baujahr
Verwendung
Datum | G | LG | T | S
Fahrkilometerleistung seit letzter Diagnose
Fahrkilometerleistung laut Tachometerstand
Fahrkilometerleistung seit Nutzungsbeginn | neu
insta... | Ha...

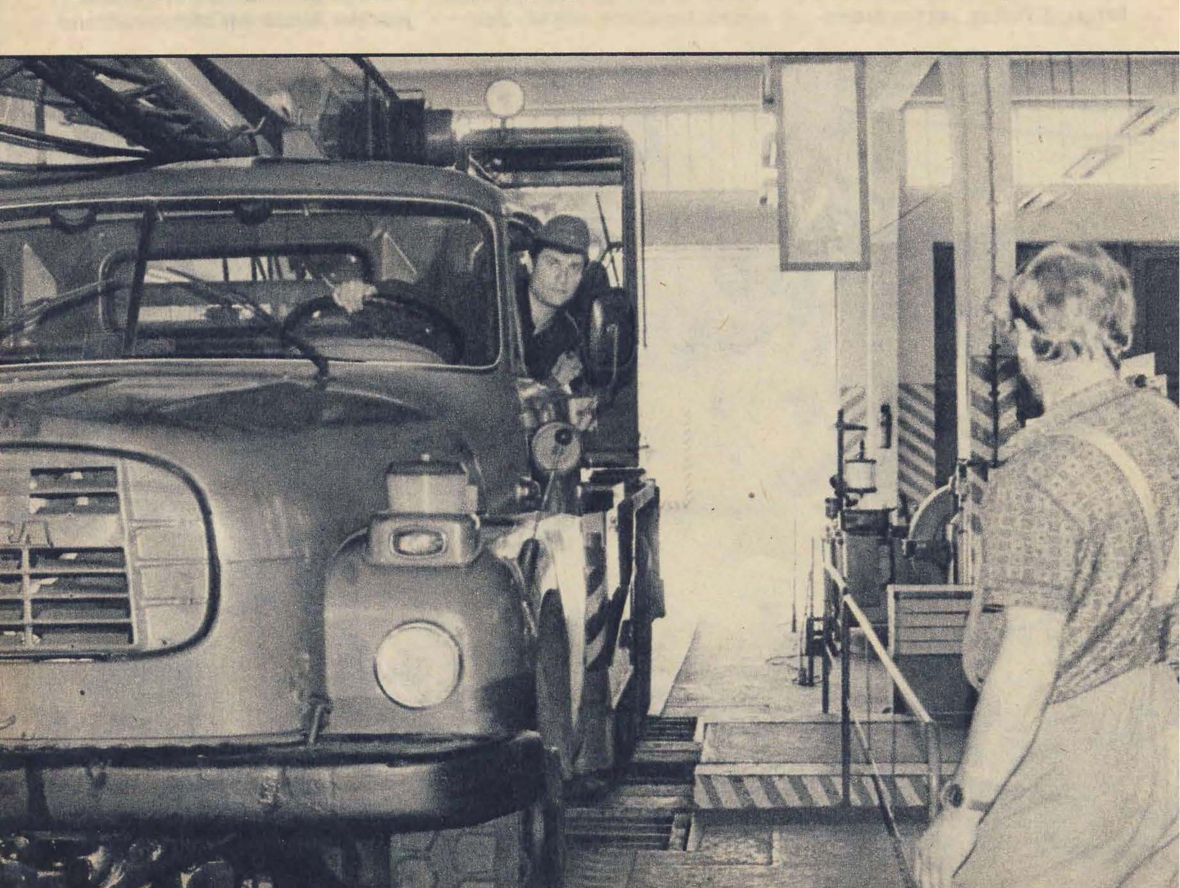
Recht stolz sind. Haben sie doch vor wenigen Jahren selbst mit angepackt, als es darum ging, ihren jetzigen Arbeitsplatz einzurichten. „Der Lichthof zwischen den beiden Kraftfahrzeughallen war eher eine Gerümpelecke als das, was er eigentlich sein sollte", erinnert sich Manfred Franke. Der 51jährige Meßmechaniker arbeitet seit 19 Jahren im Truppenteil. „Gemeinsam mit unseren Soldaten, in Truppeneigenleistung, haben wir die Stirnwände von je einer der parallelstehenden Hallen durchbrochen, die Seiten zugemauert. Und schon hatten wir eine Halle, wo die Kraftfahrzeuge, gegebenenfalls auch mit Hänger, auf der einen Seite reinfahren, durchgeprüft werden und auf der anderen Seite wieder rausfahren können."

Aber mit einer Kraftfahrzeughalle, wie man sie sich vielleicht vorstellt, dunkel und trist, mit Ölresten auf dem Stampfbetonboden, hat das neu entstandene Diagnostikzentrum nichts gemein. Es besticht durch peinliche Sauberkeit. Diesen Eindruck verstärken noch die hellblau gefliesten Wände. Und die für einen solchen Bau ungewöhnlich vielen Heizkörper schaffen auch im Winter günstige Bedingungen für die hier Tätigen, gewährleisten optimale Meß- und Prüfergebnisse an den vier Stationen, die jedes Fahrzeug durchlaufen muß. So auch der AD 20 des Gefreiten Peters, der sein Fahrzeug erst einmal durchs Hallentor über die offene Kontroll- und Montagegrube bugsiert. Kaum hat er den Motor abgestellt, verschwindet Meßmechaniker Joachim Mrosk auch schon unter dem Fahrzeug. Prüft Ölstände, befühlt ölführende Leitungen. Plötzlich stutzt er. „Aha, da haben wir's!" Schwarz glänzt seine rechte Hand, als er sie hinter der letzten Achse hervorzieht. „Hydraulik", das erkennt er am Geruch der Schmiere. Und wo kommt das Zeug her? Das dort liegende elektrohydraulische Ventil ist undicht. Es reguliert den Hydraulikfluß beim Ausfahren und Feststellen der Kranabstützung. Wenn nämlich der AD 20 zum Bewegen großer Lasten stationär eingesetzt wird, muß der Hebezeugführer, wie der Kranführer richtig heißt, die vier Hydraulikstützen ausfahren, damit das Fahrzeug beim Umsetzen der Lasten nicht kippt. Also, das Ventil muß gewechselt werden.

Dies ist das erste, was Klaus-Jürgen Kuhlee auf einem neben dem Diagnoseprotokoll liegenden Arbeitsauftrag für die Werkstatt vermerkt. „Bearbeiter für Meß- und Prüfgeräte" steht auf dem Arbeitsvertrag des 41jährigen Kfz-Handwerksmeisters, der am 1. März 1965 als Fahrzeugschlosser hier angefangen hat. Zur Zeit hat er den Hut auf, vertritt den Leiter des Zentrums, Stabsfähnrich Bekker.

Der AD 20 steht jetzt auf dem Rollenprüfstand, der zweiten Diagnostikstation. Hier überprüft Kollege Mrosk die Bremsen des Kranwagens. Schließlich kann und soll der Mobildrehkran ja auch Lasten verfahren, das heißt

Millimeterarbeit auf Rollen. Gefreiter Peters fährt seinen AD 20 über den Rollenprüfstand.



aufnehmen, die Last an einen anderen Ort bringen und sie dort wieder absetzen. Darum müssen nicht nur die Achsen des Fahrgestells in Ordnung sein, sondern natürlich auch die Bremsanlage.

Der Gefreite hat auf die Kesselanlage seines Wagens vollen Druck gepumpt, den nun das Bremsmanometer anzeigt. Mrosk am Bedienpult des Prüfstandes fragt: „Sperren auf Leerlauf, Gang raus, Handbremse los?"

Der Kraftfahrer bejaht, und der Meßmechaniker setzt mit Knopfdruck die Elektromotoren in Gang, welche die Rollen unter den LKW-Rädern antreiben. Jetzt tritt Peters den Fußbremshebel voll durch. Der Meßmechaniker liest an zwei Kontrollgeräten den Leistungsanstieg der Elektromotoren ab. Vermag so auf die Bremswirkung zu schließen. Vorderachse in Ordnung, gibt er zu Protokoll.

Doch bei der ersten Hinterachse weichen die angezeigten Meßwerte für die beiden Räder stark voneinander ab. Die Bremse rechts bringt nur die halbe Wirkung. „2. Achse, rechte Bremstrommel ziehen", notiert daraufhin Kollege Kuhlee auf dem Arbeitsauftrag.

Die dritte Achse wird dann wieder gleichmäßig abgebremst. Normal. „Bloß gut, daß ihr das gemerkt habt. Ohne euch wäre ich mit defekten Bremsen wieder losgefahren", bedankt sich der Gefreite bei den Kollegen. „Wenn man da draufsitzt, noch dazu als Reservist, fehlt einem doch einige Erfahrung, um so etwas selbst festzustellen."

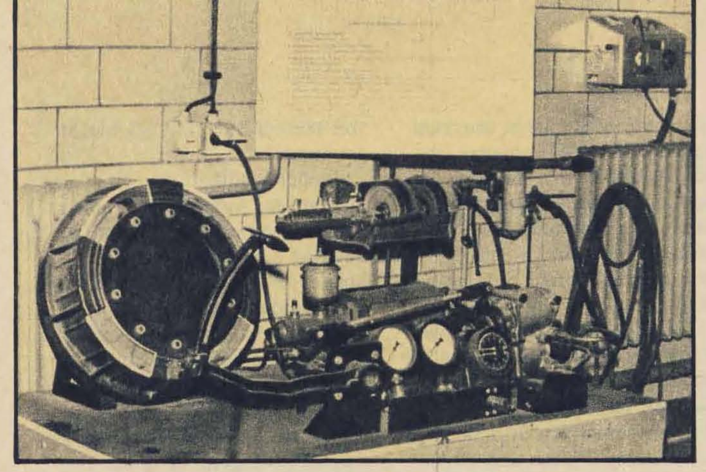
Ein gerüttelt Maß Erfahrung bringen alle vier in ihre Arbeit ein, in dieser Halle, in deren Mitte meterhoch gewachsene Blattpflanzen prangen.

Weniger als 19 Jahre ist keiner von ihnen hier. Und daß sie ihre Kenntnisse nicht für sich behalten, bezeugt anschaulich ein Bremsenlehrmodell vom Ural. Kollege Kuhlee erklärt: „Die Ural-Bremsanlage ist zwar zuverlässig, aber doch recht wartungsintensiv. Und dabei werden dann öfter Fehler gemacht. Schließlich ist ein Fahrzeug immer nur so gut wie seine Bremsen. Darum haben wir nachgedacht, wie wir den jungen Militärkraftfahrern, die zu speziellen Lehrgängen herkommen, das Ganze besser klarmachen können. Wir bauten also die komplette Bremsanlage als Schnittmodell nach. Man kann daran genau verfolgen, was im Innern der Bauteile vor sich geht, wenn der Kraftfahrer auf die Bremse tritt: wie die Bremskraftverstärker ansprechen, wie das Pedalspiel einzustellen, was dabei zu beachten ist und so weiter."

Auch ihre eigenen Arbeitsbedingungen verbesserten die Vier. Unscheinbare Dinge bringen zuweilen einen großen Nutzen. Wie beispielsweise die selbstentwikkelte Anlage zum Einstellen des Unterbrechers beim Robur. „Früher eine Fitzelarbeit mit den vielen Kabeln. Jetzt bauen wir nur den Zündverteiler aus, regeln hier am Tisch den Unterbrecher und fädeln den Verteiler wieder ein. Spart Zeit und Arbeit. Und das soll's ja schließlich auch",

Der Motor läuft „rund". Klaus-Jürgen Kuhlee (rechts) und Joachim Mrosk am Motorprüfstand





Nachgedacht und dann gebaut: das Lehrmodell für die Bremsanlage des Lastkraftwagens Ural 375D

sagt Joachim Mrosk. Nein, was Besonderes seien sie nicht, keine großen Erfinder oder so. Aber mit offenen Augen arbeiten, da sehe man schon manches, was einem die eigene Tätigkeit erleichtern könnte. Auch den Motorprüfstand muß der AD 20 noch passieren. Befund negativ, also nichts zu beanstanden.

Dann vor der Halle steigt Kollege Mrosk in die Krankabine, um als letztes die Lastprobe vorzunehmen. „Mal sehen, was da springt." Mit den Prüfgewichten am Kranausleger kommt er auch ganz schnell auf den Übeltäter: Das Senkbremsventil im Hydraulikzylinder. Es soll bewirken, daß die Last sanft und gleichmäßig abgesetzt werden kann. Doch sein schwimmend gelagerter Kolben kann quellen, und dann kommt es zu jenem „Springen", wenn geringe Lasten gehoben werden. „Stimmt", bestätigt der Gefreite die Diagnose des Fachmanns. „Als wir Container umgeladen haben, war nichts zu merken. Das ging erst los, als wir die Bahnschwellen entluden."

Damit ist der Arbeitsauftrag für die Werkstatt vollständig. Keine Großreparatur.

„Und danach kommt der AD 20 nochmal bei uns durch", erinnert Klaus-Jürgen Kuhlee den Gefreiten Peters. Denn die Kollegen im Diagnostikzentrum sind nicht nur für die Bestandsaufnahme von Mängeln da. Die Unterschrift ihres Leiters in den Werkstattprotokollen von LKW, Bussen, Traktoren, Mobildrehkränen ist auch die Garantieurkunde für die im Truppenteil „Gustav Schneider" geleistete Arbeit. Immerhin rund 1600 „Gesundschreibungen" sind es in diesem Jahr, auf die sich die Kommandeure bei der Einsatzplanung ihrer Technik verlassen müssen. Und sie können es.

Text: Major Ulrich Fink
Bild: Olaf Striepling

Neun Tonnen am Haken. Diese Last „springt" noch nicht.

Die Korrektur

Erzählung von Reiner Bonack

In jenem Sommer regnete es häufig, und heiße Tage waren selten.

Martin Steuber diente seit fast zwei Jahren in einer Einheit, die abseits der großen Städte am Rande der märkischen Kiefernwälder stationiert war.

Gelegentlich dachte er daran, wieviel Tage er noch in Uniform verbringen mußte, doch er gehörte nicht zu jenen, die diese Gedanken zu einem alles beherrschenden Kult entwickelten. Ohne Umschweife gab er zu, daß der Umgang mit den verschiedenartigsten Menschen ihn reifer und selbstbewußter gemacht hatte, was sich später, davon war er überzeugt, als eine unentbehrliche Erfahrung erweisen würde.

„Wenn du wiederkommst", hatte Meister Dorendorf beim Abschied in der Werkhalle gesagt, „wenn du wiederkommst, Junge, dann freunde dich mit dem Gedanken an, daß du mich hier mal ablösen wirst".

Martin hatte freundliche Worte erwartet, Floskeln, die man immer zu solchen Gelegenheiten parat hat. Dieses Angebot aber überraschte ihn. Hatte man seinen verkorksten Einstieg in die Brigade so schnell vergessen? Er glaubte nicht daran. Nun, er hatte sich freiwillig für eine längere Dienstzeit entschieden, und was danach auf ihn zukäme, berührte ihn zunächst kaum. Es war noch fern, und er war nicht bereit, die Jahre in Uniform als eine vertane Spanne außerhalb seiner eigentlichen Lebenszeit zu betrachten.

Diese Haltung hatte ihm nach den anfänglichen Schwierigkeiten, auf die wohl jeder Unteroffizier nach seiner Ausbildungszeit stößt, das Vertrauen der Soldaten eingebracht und ihn in den schwierigsten Situationen sicher handeln lassen. Steuber fühlte sich für den Rest seiner Dienstzeit gewappnet. Tiefergehende Konflikte erwartete er kaum noch. Um so überraschender trafen ihn die Ereignisse in jener diesigen Spätsommernacht. Um so überraschter war er über seine eigene Reaktion. „Man sollte sowas nicht befehlen", sagte Steuber, und das hatte Folgen …

Kurz vor Mitternacht überkam Martin Steuber ein ungutes Gefühl. Er drehte sich mit dem Gesicht zur Wand, versuchte gleichmäßig zu atmen und an nichts Belangvolles mehr zu denken, doch es gelang nicht. Schließlich stand er auf und zog sich an.

Im Gebäude der Kompanie war es still. Der Unteroffizier ging die Treppe hinunter. Er hörte den Nachhall seiner Schritte, der tagsüber im Gewirr von Stimmen, Kommandos, Pfiffen und vielfachem Stiefelgetrappel unterging. Der Diensthabende sah erstaunt von seinem Buch auf. „Schlecht geträumt?"

Steuber schüttelte den Kopf und blätterte im Ausgangsbuch, bis er die entsprechende Seite fand. Er überflog die Namen und die Spalte, in der die Uhrzeit der Rückmeldung vermerkt werden mußte. Danach blickte er auf seine Uhr. Noch eine Viertelstunde, dachte er, wenn sie dann nicht hier sind …

Steuber fand es unerträglich, zu warten. Er fingerte in seiner Uniformtasche nach einem Zwanzigpfennigstück und rannte zum



Münz-Automaten am nahen Stabsgebäude. Endlich meldete sich eine müde, leicht angerauhte Frauenstimme. „Heidekrug. Wer spricht dort? Nein, deine Jungs sind schon vor einer halben Stunde los. Ein bißchen angetütert, ja, aber ansonsten lief alles normal ab."

Steuber dankte und legte auf.

„Na und?" empfing ihn der Diensthabende kurz darauf. Er bot Steuber eine Zigarette an, aber der Unteroffizier lehnte ab. „Der Leitzkau hat heute Geburtstag", erklärte er und blickte wiederum zur Uhr. „Aus dem ‚Heidekrug' sind sie raus."

Nach einigen Minuten nahm Steuber doch eine Zigarette, und schon nach wenigen Augenblicken hörte er Stimmengewirr, das näher kam. Jemand versuchte mit falschen Tönen ein Lied anzustimmen. Ein anderer ermahnte ihn zur Ruhe, die jedoch keinen Atemzug lang anhielt.

Sie schwiegen erst, als sie vor Steuber standen.

„Geburtstag ist nur einmal", sagte der kräftige Wenzel, der Älteste der Gruppe, den man kurz vor dem sechsundzwanzigsten Geburtstag einberufen hatte und auf den zu Hause außer der Frau drei Kinder warteten.

„Außerdem sind wir pünktlich", fügte der Gefreite Leitzkau hinzu.

Sie gaben ihre Ausgangskarten ab und bemühten sich, ohne Lärm in die Unterkunft zu gelangen.

„Siehst du", sagte der Diensthabende und griff betont gelassen zu seinem Buch, „da hättest du getrost an der Matratze horchen können. Solche Leute hat nicht jeder."

Steuber lächelte und drückte die Zigarette aus.

Der Alarm zerschnitt den gerade begonnenen Schlaf.

Ein Irrtum, dachte Steuber, aber gleichzeitig wußte er, in dieser Beziehung kamen keine Irrtümer vor. Der Sirenenton traf ihn nur unerwartet. Die üblichen Gerüchte vor einer Überprüfung waren diesmal ausgeblieben.

Steuber hätte gern das Radio angestellt, aber er unterließ es. Er mußte schnellstens zu seiner Gruppe.

Die Soldaten, die allmählich ihre Benommenheit verloren, fluchten, taten aber, an die Abläufe gewöhnt, fast automatisch das Richtige, so daß sie noch innerhalb der Normzeit in voller Ausrüstung und marschbereit vor dem Kompaniegebäude antreten konnten.

Steuber sah eine Gruppe von Stabsoffizieren des Regiments und ahnte, daß weder der Bataillonskommandeur noch der Kompaniechef in die Alarmpläne eingeweiht gewesen waren. Ihn verwunderte in solchen Fällen immer, wie schnell die Offiziere aus der Siedlung herliefen und ohne Verzug die Einheiten zu führen begannen.

Kurz nach dem Aufsitzen ruckten die Fahrzeuge an und verließen den Hof. Sie durchfuhren die kleine Ortschaft und bogen von



der Hauptstraße ab. An ein Dahindösen war auf den Ladeflächen nicht zu denken. Die Wege wurden uneben, und die Soldaten mußten sich am Holz der Sitzflächen festhalten, um nicht gegeneinander geschleudert zu werden.

Man fuhr sie tief in den Forst und ließ sie dann absitzen. Ein Marsch unter erschwerten Bedingungen folgte.

Die Feuchtigkeit, die anfangs in die Uniformen gedrungen war und Frösteln verursacht hatte, vermischte sich bald mit Schweiß.

Steuber glaubte die Strecke zu kennen. Sie mußte, wenn er sich nicht irrte, geradewegs zum Schießplatz führen.

Mit Besorgnis vernahm er den keuchenden Atem unter den Schutzmasken.

Und Steuber irrte sich nicht. Ohne eine größere Pause einlegen zu können, wurde er mit seiner Gruppe zum Munitionsempfang befohlen, in die MPi-Schießübung eingewiesen und zur Ausgangslinie geführt. Er sah, wie unter den Schüssen des vor ihnen liegenden Rennens die matt beleuchteten, im Dunst kaum erkennbaren Scheiben abklappten und die imitierten Feuernester erloschen.

Als sie an der Reihe waren, gewann der Unteroffizier den Eindruck, daß die Sicht mit jeder Minute noch schlechter wurde. Der Atem seiner Soldaten war noch immer nicht ruhig. Steuber zwang sich, seine Befürchtungen zu verdrängen. Er gab die nötigen Befehle und konzentrierte sich.

Die Gruppe lud und meldete ihre Feuerbereitschaft. Die Zielgruppen tauchten auf. Das voreilige Knallen einzelner Schüsse ging in unregelmäßiges, ohrenbetäubendes Geprassel über und verstummte dann wie auf Befehl.

Nur wenige Ziele waren getroffen worden. Die meisten standen weiterhin scheinbar unverrückbar in der dunstverschleierten nächtlichen Ferne.

„Auf!" befahl der Aufsichtshabende nach der Sicherheitskontrolle barsch und mit unverhohlenem Groll.

Steuber marschierte mit seinen Soldaten wortlos hinter die Ausgangslinie zurück und ließ zur Pause wegtreten.

Einige setzten sich sofort wie willenlos in das nasse Gras. Man schwieg weiterhin. Auch Steuber fehlten die passenden Sätze. Wem sollte er einen Vorwurf machen? Sich?

Er hatte die Gruppe auf solche Anforderungen gut vorbereitet. Das wußte er. Da war er sicher. Wem also? Den Umständen? Mit schlechtem Wetter mußte man immer rechnen. Oder war die Tatsache, daß Leitzkau gestern mit den anderen Geburtstag gefeiert hatte, ausschlaggebend? Wohl auch nicht, denn die Soldaten waren ja keinesfalls betrunken zurückgekehrt. Wo lagen die Ursachen?

Spielten alle Gründe eine Rolle? Hatte der anstrengende Marsch schließlich die Kräfte überfordert?

Er blickte zum Feldrand hinüber, wo geschossen wurde. Die Sicht schien jetzt besser geworden zu sein, was Steuber mit einem Gefühl der Bitternis zur Kenntnis nahm. Aber was half es, er mußte sich mit der schlechten Leistung seiner Genossen abfinden, und später, wenn Ruhe in seine Gedanken kommen würde, nach den Ursachen forschen, um sie künftig auszuschließen.

Steuber sah, wie sich der Zugführer mit kurzen, schnellen Schritten näherte. Er ließ die Gruppe antreten, der Leutnant winkte jedoch ab und nahm ihn beiseite. „Hören Sie, Genosse Steuber", sagte er übergangslos in gereiztem Tonfall, „wie konnte das passieren?" Er löste den Riemen des Stahlhelms und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß aus Gesicht und Nacken. „Welche Erklärung haben Sie?"

Steuber blickte in das trotz der Dunkelheit weiß schimmernde Gesicht des Vorgesetzten. Dieser war nur drei Jahre älter als er selbst, aber als Zugführer hatte er ungleich mehr Verantwortung zu tragen. Vielleicht muß er auch erst damit leben lernen, dachte der Unteroffizier. Vielleicht auch fühlt er sich wegen seines Alters noch nicht von allen gleichermaßen ernst genommen und versucht, diesen Eindruck mit Strenge zu überspielen.

„Nun?" Der Leutnant setzte den Stahlhelm wieder auf und war irritiert, weil Steuber nicht antwortete. „Also hören Sie gut zu ..."

Steuber hätte, wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre, spätestens nach dieser Lieblingswendung des Zugführers laut aufgelacht. So aber äußerte er nur ein fragendes „Jawohl" und wartete.

„Hören Sie gut zu. Sie schießen mit Ihrer Gruppe nach dem letzten Rennen noch einmal. Aber diesmal treffen Sie auch, verstanden?"

„Das kann man nicht befehlen", entgegnete Steuber.

„Nein, das nicht." Leutnant Bergemanns Stimme klang nun versöhnlicher. „Erklären Sie allen Genossen erneut ihre Aufgaben. Wie stehn wir sonst da? Ihre Truppe bringt den gesamten Zug in den Keller. Also vorwärts. Am Turm ist alles abgesprochen."

„Sie haben mich falsch verstanden", sagte Steuber und war über den Gedanken, der ihn plötzlich erfaßte, erschrocken. „Man sollte sowas nicht befehlen, Genosse Leutnant. Und wenn Sie's tun, dann werden wir gehorchen, das wissen Sie. Gültig aber ist das erste Ergebnis, und im Ernstfall wäre es auch nicht zu korrigieren. Das zumindest habe ich hier gelernt".

Bergemann, der sich schon zum Gehen gewandt hatte, drehte sich ruckartig um. Der Unteroffizier erwartete einen lauten Ausbruch, aber Bergemann sagte nur scharf und gedämpft: „Schießen Sie!"

Der Morgen kam. Eine dunkelrote Sonne stand über den von violetten Streifen verschleierten Wäldern.

Die Schüsse verhallten. Kochgeschirre klapperten.

Die Soldaten frühstückten.

Steuber hatte sich in jenen Augenblicken, als er Bergemann gegenüberstand, sehr allein gefühlt. Dieses Gefühl war auch jetzt noch nicht gewichen. Er zögerte das Gespräch mit den Soldaten hinaus, aber sprechen mußte er mit ihnen darüber. Das konnte er nicht von sich schieben. Doch wie sollte er die nächtlichen Vorgänge erklären? Wie seine Haltungen, die sich durch ihre Gegensätzlichkeit auszuschließen schienen, begründen,

da er bis jetzt nicht einmal für sich selbst eine überzeugende Begründung gefunden hatte?

Steuber, der sich sonst zumeist bei seiner Gruppe aufhielt, scheute den Kontakt mit den Soldaten, kauerte abseits und hing seinen Gedanken nach. Wie war das damals gewesen? Damals ... Er stockte in seiner Überlegung. Wie konnte sich diese Zeitspanne zwischen Lehrabschluß und Soldatsein in seiner Erinnerung so sehr dehnen? Lag es an der Fülle der Ereignisse? Am abrupten Wechsel der Lebensumstände?

Damals also hatte er ausgelernt, und damals also war er in Dorendorfs Meisterbereich gekommen. Die Kollegen, Fräser mit langjähriger Berufserfahrung und einem Zusammengehörigkeitsgefühl, das Fremde zwar nicht abstieß oder ausschloß, das jedoch eine sofortige Vertrautheit im Umgang nur schwer ermöglichte, warteten erst einmal ab, wie der Neue sich machen würde. Martin merkte das schnell und wollte diesen zweiten und entscheidenden Einstand so gut als möglich geben. Schon während der Lehre war er nie der Schlechteste gewesen. Er wurde, wenn Not am Mann war, in der Produktion eingesetzt. Das zahlte sich aus. Man sah sein Bemühen, seine Selbständigkeit, und immer häufiger trat jemand von der Brigade hinter ihn und gab beiläufig einige Tips, wie man mit der jeweiligen Arbeit besser zurechtkäme.

Trotzdem erreichte Martin in den ersten beiden Monaten die gesetzte Norm nicht. Als Dorendorf ihn daraufhin ansprach, zuckte er abweisend und unschlüssig mit den Schultern, doch der Meister gab sich mit solchen Antworten nicht zufrieden. „Woran liegt es genau? Oder ist es dir schnurz, wieviel Geld du verdienst? Ganz abgesehen davon, daß du die Leistungskurve der Brigade drückst."

Da konnte Martin nicht mehr ausweichen, und er deutete zögernd an, daß man ihm bisher stets jene Serien auf die Maschine gebracht habe, mit denen kein Blumentopf zu gewinnen sei, Arbeiten sozusagen, die, wenn sie gleichmäßig auf die ganze Brigade verteilt würden, nicht negativ zu Buche schlagen, die sich jedoch für einen einzelnen auf die Dauer trotz aller Mühe nachteilig auswirkten.

Dorendorf sprach danach mit dem Einrichter, was aber wenig veränderte. Der Einrichter fühlte sich durch Martins Gespräch mit Dorendorf übergangen, und Dorendorf, der außerdem für die Dreher und Bohrer verantwortlich war, fand nicht täglich Zeit, seine Anordnungen zu überprüfen.

In der zweiten Hälfte des folgenden Monats war absehbar, daß Martin auch diesmal nicht die nötige Leistung bringen würde. An einem Nachmittag blieb er länger und tat das, was er vormals schon in anderen Abteilungen beobachtet hatte. Er suchte sich die Arbeitsbegleitpapiere einer noch unbearbeiteten Serie mit guter Norm, trug seinen Namen ein und brachte die Zettel in das Meisterbüro. Dorendorf unterschrieb sie unbesehen. Sein Vertrauen war bisher nicht enttäuscht worden.

Martin hätte durch diesen unerlaubten Trick erstmals die Vorgaben überbieten können. Er mußte nun nur noch den Einrichter dazu bewegen, ihm die schon abgerechnete Arbeit zuzuweisen. Voraussichtlich war sie, wenn man alle Kniffe anwandte, in der Hälfte der angegebenen Zeit zu verrichten. Er geriete kaum in unaufholbare Rückstände.

Es kam jedoch anders. Einen Tag später, noch bevor Martin mit dem Einrichter sprechen konnte, entdeckten die Technologen bei einer Kontrolle die Manipulation.

Die Scham, die er empfand, würde er nie vergessen.

„So etwas ist bei uns nicht üblich", sagte Dorendorf.

Wäre die Zurechtweisung laut und unbeherrscht gewesen, Martin hätte sie als ebenso berechtigt anerkannt, aber dieser verwunderte, fast hilflos traurig wirkende Tonfall, als wäre Dorendorf von einem ihm nahestehenden Menschen tief verletzt worden, war es, der zu einem Teil seines Gewissens werden sollte. Er versuchte keine Rechtfertigung. Er schwor sich nur eines: ab heute ehrlich, und wenn du damit nur Miese machst, aber ab heute ehrlich. Während Martin Steuber in die Wirklichkeit des frühherbstlichen Morgens zurückfand, war ihm erbärmlich zumute. Natürlich, du kannst dich vor dir rechtfertigen. Du hast die Gruppe auf Befehl erneut schießen lassen, und dieser Befehl war bestimmt keine eigenmächtige Entscheidung des Leutnants. Du hast sie die Vorteile, die der sich verflüchtigende Dunst und die beginnende Morgenhelle boten, ausnutzen lassen. Dir werden sie nicht mehr glauben, wenn du von Ehrlichkeit sprechen wirst, und einige der Gruppe würden ihre ungute Freude darüber offen zeigen. Seht ihr, Ehrlichkeit ist, was irgendeinem, der was zu sagen hat, gerade in den Kram paßt. Oder wie siehst du das, Leitzkau? Diese Frage käme vielleicht noch hinzu, wenn sie untereinander wären, und auch Leitzkaus Worte prallten dann sicherlich an ihren feixenden Mienen ab.

Das ist dein Preis, dachte Steuber, den du für die Berichterstattung der sehr guten Schießergebnisse an das Regiment zahlen mußt. Da zählt letzendlich nicht, daß du den Leutnant unter vier Augen auf die Fragwürdigkeit seiner Entscheidung hingewiesen hast. Die Tatsache, daß schlechte Leistungen mit Duldung der Vorgesetzten nachträglich zu guten umfunktioniert werden konnten, bliebe den Soldaten als Erfahrung im Gedächtnis. Eine Beschwerde, ob erfolgreich oder nicht, würde nur ihn selbst in ein besseres Licht setzen. Seht her, der ist aufrichtig, aber erreicht hat er auch nichts. Wozu sich noch ein Bein ausreißen? Irgendwer dreht es schon, daß wir nicht an uns zweifeln müssen und uns gegenseitig auf die Schultern klopfen können.

Martin stand auf und schlug sich den feuchten Sand von der Hose des Felddienstanzuges. Dabei fiel ihm Leitzkau wieder ein, und er überlegte, was der Gefreite wohl denken mochte. Warum verhielt er sich abwartend? Warum äußerte er sich nicht? Er hatte doch immer eine Meinung gehabt und damit nicht hinterm Berg gehalten. Was ist das überhaupt für einer, dieser

Gefreite, dem man, wenn er sprach, einfach zuhören mußte. Steuber wunderte sich, daß er über diese Frage erst jetzt nachzudenken begann.

Es gibt Nachrichten, die sprechen sich herum, bevor sie den Betreffenden verkündet werden. Eine solche Nachricht drang aus einer Schreibstube und erreichte nach kurzem Umlauf Steuber und seine Gruppe.

Sie hätten, so hieß es, die besten Schießergebnisse der Kompanie vorzuweisen, folgerichtig würden sie demnächst vor versammelter Mannschaft ausgezeichnet, Sonderurlaub, hieß es weiter, und es folgte die Feststellung, daß sie zu beneiden seien, Glückspilze wahrscheinlich, die auch in der dicksten Suppe und nach längstem Marsch jede Scheibe mit dem ersten Schuß wegputzten. Eine filmreife Leistung eben, und ein Erfahrungsaustausch böte sich nach diesem hehren Beispiel geradezu an.

Steuber erfuhr davon, als er am Abend aus dem Sportgarten kam und das Kompaniegebäude betrat. Ausschlagen, war sein erster Gedanke. Wenn es so ist, wie behauptet, mußt du sie ausschlagen, diese Auszeichnung. Wenigstens das.

Aber nachdem er sich geduscht hatte, ließ er sich in der Unterkunft noch einmal alle Vorgänge durch den Kopf gehen. Die beabsichtigte Auszeichnung war doch nichts anderes als die logische Folge jenes Befehls und der Ausführung durch ihn, Martin Steuber. Eine andere Möglichkeit des Handelns hatte er nicht gehabt. Und ist es nicht verständlich, daß die Kompanieführung gute Resultate vorweisen möchte? Konnte er diese Dinge überhaupt allein, als einzelner überblicken? Entsprachen die Leistungen des zweiten Versuchs nicht ungleich mehr den wirklichen Fähigkeiten seiner Genossen? Vielleicht würde ihm die Entscheidung ohnehin abgenommen werden. Vielleicht hängt bei der Armee von dir gar nicht so viel ab, wie du immer meinst, dachte Steuber. Vielleicht wirst du erst wieder danach mit allen Konsequenzen für die eigene Person gefordert.

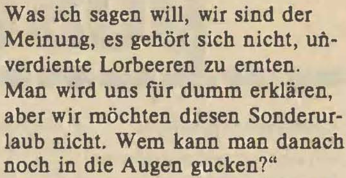
Worum, wenn nicht um die Nacht auf dem Schießplatz, ging es seit einer Stunde bei der Beratung der Parteigenossen im Dienstzimmer des Kompaniechefs? Und plötzlich wurde ihm bewußt, daß auch Leitzkau dort anwesend war, daß der Gefreite jetzt dort seine Haltung zu den Vorgängen begründen würde. Aber wie sah seine Haltung aus?

Steuber warf sich auf das Bett. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Er schloß die Augen, aber nach wenigen Sekunden schon spürte er, daß er sich auch dadurch nicht zur Ruhe zwingen konnte. Überhaupt, und das wurde Martin Steuber nach und nach klar, wenn ich nur auf die Meinungen anderer warte, wenn ich mich nicht endlich selbst entscheide, und zwar so, daß ich meinen Vorsätzen treu bleiben kann, dann wird sich diese innere Ruhe niemals einstellen ...

Es klopfte.

Der Unteroffizier stand auf, strich einige Male mit dem Kamm durch das Haar und ließ dann eintreten. Mit ungewohntem Zögern trat der Soldat Wenzel in das Zimmer und verharrte. Die Mütze hielt er unvorschriftsmäßig mit beiden





Händen. Seine Blicke waren an Steuber vorbei auf das Radio gerichtet, aus dem, was der Unteroffizier erst jetzt bewußt hörte, eine eintönige Schlagermelodie kam. Er wollte Wenzel wegen seines unmilitärischen Benehmens zurechtweisen, spürte jedoch nach wenigen Augenblicken, daß der Soldat nicht wegen irgendeiner Belanglosigkeit vor ihm stand, und schaltete das Radio aus.

„Wissen Sie", sagte Wenzel in die Stille hinein, „ich war ja anfangs nicht dafür, als wir es besprachen, hab' schließlich drei Kinder, und meine Frau macht nun die Wirtschaft ganz allein, da wäre es ganz gut, wenn der Vater mal unerwartet nach Hause käme und zupackte."

Der Soldat sprach hastig, als fürchte er, unterbrochen zu werden. Steuber war sich sofort darüber im klaren, daß auch die Gruppe ihre eigene Entscheidung getroffen hatte, treffen mußte, denn er, Steuber, schwieg sich ja aus bisher, fand keine Kraft, mit seinen Genossen über die vergangenen Tage zu sprechen.

„Seh'n Sie", fuhr Wenzel fort, „schon die Rüben hat sie in diesem Jahr allein hacken müssen. Dazu kommen die Schweine im Stall, und die Karnickel suchen sich ihr Futter auch nicht selber. Ich hätt' das Dach flicken können. Was ich sagen will, wir sind der Meinung, es gehört sich nicht, unverdiente Lorbeeren zu ernten. Man wird uns für dumm erklären, aber wir möchten diesen Sonderurlaub nicht. Wem kann man danach noch in die Augen gucken?"

Steuber lächelte. Aus einigen Argumenten glaubte er unschwer Leitzkaus Einfluß auf die Meinung der Gruppe herauszuhören.

„Warum hat man gerade Sie zu mir geschickt?"

Wenzel verlor seine Versunkenheit. Sein Körper straffte sich. Auch die Mütze hielt er jetzt nur noch mit der linken Hand.

„Das war Leitzkaus Idee", sagte der Soldat.

Auf dem Flur schwoll das Stimmengewirr an. Ein Kehrblech schepperte. Irgendwo schlug laut eine Tür zu.

Langsam begriff Steuber, warum der Gefreite Wenzel beauftragt hatte. Wenzel mußte sich, bevor er in dieses Zimmer ging, noch einmal seines eigenen Entschlusses vergewissern. Er konnte sich nicht mehr mit einer nur allgemeinen Zustimmungserklärung im Kollektiv verstecken.

„Ich teile Ihre Meinung", sagte der Unteroffizier endlich. „Ich werde sie an entsprechender Stelle vertreten."

Der Soldat verließ langsam und, wie es schien, um eine Spur erleichtert den Raum.

Steuber wußte noch nicht genau, worauf sich Wenzels Erleichterung bezog.

Am nächsten Vormittag erfuhr der Unteroffizier, daß die Entscheidung, die am Vorabend im Zimmer des Kompaniechefs gefallen war, mit seiner eigenen und der seiner Gruppe übereinstimmte.

Martin Steuber ging zu seinen Genossen, die am Rande des Appellplatzes eine Pause einlegten und rauchten. Er setzte sich an Leitzkaus Seite.

Es war ein schöner Tag. Die Birkenblätter färbten sich allmählich gelb. Die Sonne wärmte, und man konnte, wenn man die Straße entlangblickte, weit in Richtung der Wälder sehen.

Illustration: Karl Fischer

postsack

Laienverständlich

Ich lese seit einigen Monaten Ihre „Armeerundschau" und muß sagen, daß sie mir gut gefällt. Man erfährt viel Interessantes und Neues. Seitdem mein Freund, Unteroffizier Rajko Pretsch, dem ich ein ganz liebes Küßchen senden möchte, bei der Armee Ist, interessiert mich natürlich alles noch mehr. Und ich finde es auch schön, daß viele Artikel so geschrieben sind, daß auch Laien sie verstehen.
Annett Suhr, Berlin



Richtig entschieden

Im Oktober 1984 habt Ihr meine Adresse veröffentlicht. Ich bekam damals ungefähr 150 „Angebote". Und es war schon fast mit Arbeit verbunden, alles durchzusehen. Doch am Ende hat es sich gelohnt. Ich hatte mich für einen Offiziersschüler namens Michael entschieden und wurde nicht enttäuscht. Am 18. Oktober 1985 heirateten wir in Halle-Neustadt, unserer gemeinsamen Heimatstadt. Bereits sechs Tage danach bekamen wir die Schlüssel zu einer Neubauwohnung. So konnten wir am Ende des Jahres eine schöne Bilanz ziehen: Mein Mann hatte sein Studium mit der Ernennung zum Leutnant erfolgreich beendet, die Hochzeit und der Einzug in die neue Wohnung; außerdem war unser Söhnchen Jan, der am 2. April 1986 das Licht der Welt erblickte, unterwegs. Was will man mehr? Ich bin stolz auf unseren Staat und meinen Mann, der ihn tagtäglich schützt. Und ich bin der Meinung, daß es immer nötiger wird, das Erreichte zu behüten. Wie beispielsweise die neuen sozialpolitischen Maßnahmen, die im Mai 1986 beschlossen wurden und uns wie ein nachträgliches Hochzeitsgeschenk vorkamen. Es wäre gelogen, wenn ich sagen würde, es ist einfach, Offiziersfrau zu sein. Vor allem, weil mein Mann die Woche über und so manches Wochenende nicht bei uns sein kann, da wir noch keine Wohnung an seinem Standort haben. Aber anderen geht es genauso, und irgendwann ist auch dieses Problem gegenstandslos.
Viola Kreyßig, Halle-Neustadt

Das Wichtigste

Im Frühjahr feierte unser Regiment „John Schehr" sein 30jähriges Bestehen. Besonders beeindruckten mich die Kranzniederlegung vor dem Gedenkstein für den aufrichtigen Antifaschisten und die Worte eines ehemaligen Regimentskommandeurs. Er erzählte von den Anfängen des Truppenteils und der feierlichen Verleihung des Traditionsnamens „John Schehr" an unser Regiment. Was die älteren Genossen in mühevoller und nicht immer leichter Arbeit aufbauten, schützen und bewahren wir mit hoher Einsatzbereitschaft. Denn das Wichtigste auf der Welt ist der Frieden. Dafür werde ich all meine Kraft einsetzen.
Unteroffizier
Sigmar Behnke

Grenzer von den Karparten

Ein kleines Erlebnis war für mich und meine Kameraden der Besuch rumänischer Grenzer in unserer Unteroffiziersschule „Egon Schultz", erlebte ich doch zum erstenmal Waffenbrüder aus einem fernen Land. Die Delegation, die vom Chef der Grenztruppen geleitet wurde, besichtigte unsere Ausbildungsstätten und fand anerkennende Worte über die praxisnahe Heranbildung. Ihr Auftreten gab mir die Gewißheit, daß wir bei der Verteidigung des Sozialismus gute Freunde an unserer Seite haben.
Unteroffiziersschüler
Günter Vollbrecht

Achtmal gefordert

In seinem ersten Urlaub besuchte unser Kollege Soldat Helmut Krischka uns im Betrieb. Er hatte allerhand zu erzählen, unter anderem auch von einem Achtertest, dem sich alle Einberufenen zu unterziehen hätten. Allerdings konnte sich Helmut nicht mehr an alle geforderten Zeiten erinnern. Es wäre schön von Euch, wenn Ihr mal Genaueres über diesen Test mitteilen könntet.
David Kramer, Riesa

Ist gerade in Arbeit! Im Heft 11/86 bringen wir neben den Normen aller acht Disziplinen und dem Ablauf der Prüfungen auch Ratschläge für Jugendliche, wie sie sich auf den Test vorbereiten sollten.



Brigada International

Von Kollegen erfuhren wir, daß im Dresdner Armeemuseum eine Extra-Ausstellung über die Interbrigaden im nationalrevolutionären Krieg des spanischen Volkes 1936 bis 1939 zu sehen ist. Mit zwei FDJ-Gruppen möchte ich gern dorthin fahren. Aber keiner weiß, wie lange die Ausstellung gezeigt wird.
Annemarie Drechsler, Magdeburg

Sie haben Zeit bis zum 9. November 1986. Täglich – außer montags – werden von 9 bis 17 Uhr die Räume geöffnet. Neben 450 Sachzeugen können Sie ebenfalls verschiedene Dokumentarfilme sehen. Aber dann vorher mit der Besucherinformation absprechen: Dr.-Kurt-Fischer-Platz 3, Dresden, 8060, Telefon 592.

Unvergeßlich

Unter Bezugnahme auf den Artikel „Roter Frontkämpferbund" in der AR 4/86 erlaube ich mir, eine Zusatzinformation zu geben: Kernstück des RFB Steinpleis, Kreis Werdau, war die Schalmeienkapelle „Rot Front". Sie hat für die Gemeinde eine historische Bedeutung, da sie die erste und einzige Schalmeienkapelle des RFB im Reichsgebiet bis 1925 war. Als einzige ihrer Art spielte sie zum 1. Reichstreffen Pfingsten 1925 in Berlin beim Vorbeimarsch der Kämpfer vor Ernst Thälmann.
Georg Franz, Werdau

Jürgen erinnert an Jürgen

Unser jüngster Sproß heißt Jürgen, so wie ein ehemaliger guter Freund meines Mannes, Jürgen Maie. Im Walter-Empacher-Regiment dienten sie zusammen. Genosse Maie müßte mittlerweile Hauptmann

ÜBRIGENS ist Verstand zu beachten und Schönheit zu betrachten.

sein. Durch Versetzung haben sich die beiden Freunde aus den Augen verloren. Schön wäre es, wenn uns Leser der AR helfen könnten, die Verbindung zu Genossen Jürgen Maie wieder herzustellen.
Rotraut und Günter Helbig, Hohes Gebirge 8, Schneeberg 9412

Reservistenerkenntnis

Drei Monate war ich zum Reservistenwehrdienst bei den mot. Schützen. Schon Mitte 30, fiel es mir nicht leicht, immer allen Anforderungen der Ausbildung gerecht zu werden. Aber es ist doch erstaunlich, wie rasch man seinen Körper für den harten Dienst trainieren kann. Man kann alles schaffen – mit einem festen Willen und dem Wissen, wozu das nötig ist.
Gefreiter d. R. Gerhard Balsam, Torgau

hallo, ar-leute!

Angesprochen

Nun lese ich schon, solange es sie gibt, die AR und habe mich ganz besonders über die literarischen Beiträge gefreut, über die von Sonja Straube (AR 6/86) angesprochene Folge „Soldaten schreiben für Soldaten" und vieles andere. Ich habe sie gelesen und auf mich wirken lassen. Runde Leistungen habt Ihr ausgewählt. Da ich selbst etwas schreibe, neben meiner Kraftwerksarbeit, weiß ich, was dahintersteckt an Liebe, Zuneigung und Mühe. Ich habe mir die Hefte noch einmal angesehen und möchte allen, die so unsanft angesprochen wurden, ein kleines Lob aussprechen. Mir jedenfalls haben alle diese Verse etwas Wärme und Licht sowie Mut zum Weiterschreiben gegeben.
Ernst Draheim, Weißwasser

Raritäten

Ich finde, die Mädchenfotos bei Euch sind in letzter Zeit sehr rar geworden. Ich meine natürlich Mädchen, die so in meinem Alter (bin 20 Jahre) und jün-



ger sind und über deren Frische und Natürlichkeit sich unsereins freuen kann.
Gefreiter
Gerhard Litowsky

Marias Enkelin

Mit besonderem Interesse habe ich Euren Artikel über die Panzerfahrerin Maria gelesen. Bei uns besteht an der Hermann-Lindgreen-Oberschule seit 1965 der Klub der DSF „Maria Lagunowa", zu deren Leiterinnen auch meine Mutter gehört. Maria und ihr Mann Kusma waren einige Male Gäste unserer Schule, und jeder dieser Besuche hat mich immer wieder stark beeindruckt. Jetzt bin ich Schülerin der 10. Klasse. Zu Fest- und Feiertagen bekommt Maria nicht nur von unserem Klub Post, sondern ich schreibe ihr noch extra. Ich bin stolz, daß auch ich sozusagen zu den Enkeln Marias gehöre.
Dörte Krüger, Greifswald

Überzogen?

„Eine Schlappe, wenn ich es nicht schaffen würde": Was soll dieses Heldendrama? Schließlich gibt es Befehle, und dann muß jeder über die Bahn. Kneifen kann wohl keiner. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es welche gibt, die aus innerer Begeisterung da immer wieder starten.
Karl-Heinz Metzler, Karl-Marx-Stadt

Technisches

Im Minimagazin des Juniheftes will uns die flotte Sabrina weismachen, wie man beim Sport am besten übers Pferd grätscht. Mit ihrer abgebildeten verklemmten Technik jedoch würde das Mädchen nie über einen Gaul kommen. Selbst für'n Bock reicht das Gezeigte nicht!
Detlef Wagenführ, Bad Liebenstein

Beeindruckende Jungs

Meine Hochachtung vor den Aufklärern, über die Ihr im Heft 6/86 berichtet („Eine Schlappe, wenn ich es nicht schaffen würde"). Wie die Jungs trotz Blessuren sich immer wieder dieser schwierigen Kampfbahn stellen, sich nicht schonen, um das Ziel zu erreichen, um sich zu stählen, das ist schon imponierend. Ja, so stelle ich mir unsere Soldaten vor: willensstark, einsatzfreudig, unerschrocken. Macht weiter so!
Claudia Steffens, Riesa



alles, was RECHT ist

Paar Tage blau machen?

Wie lange kann ich nach der Entlassung frei machen? Ich möchte nämlich erst mal 1½ Wochen zu Hause bleiben, um dann wieder in meinem alten Betrieb anzufangen.
Gefreiter Hajo Klotsche

Nach § 22 der Einberufungsordnung (GBl. der DDR Teil I/82 Nr. 12) ruht während des Grundwehrdienstes und während des aktiven Wehrdienstes auf Zeit das Arbeitsrechtsverhältnis, und es besteht Kündigungsschutz. Dieser erlischt jedoch, wenn sich der Wehrpflichtige nicht



innerhalb von fünf Arbeitstagen nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst zur Arbeitsaufnahme meldet. Im Interesse der kontinuierlichen Planerfüllung und der Stärkung unserer ökonomischen Leistungskraft sollte also die Arbeit innerhalb dieser Frist aufgenommen werden. Eine – aus welchen Gründen auch immer – spätere Wiederaufnahme der Arbeit ist möglichst rechtzeitig mit dem Betrieb, der Institution oder der Genossenschaft zu vereinbaren; sie ist jedoch nur möglich, wenn die Arbeitsstelle dem zustimmt.

Schreiben Sie uns mal, was Sie so Schönes betrachten: Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46130, Berlin 1055

Hauptmann-Hilfe

Auf diesem Wege ein herzliches Dankeschön an Hauptmann Kaballe aus Eggesin. Er nahm uns im Juli in seinem Privatauto mit, machte einen kleinen Umweg, damit wir noch rechtzeitig den Anschlußzug in Pasewalk erreichen konn-



ten. Somit brauchten wir unseren Urlaub nicht noch mit unnützen Bahnhofswartestunden zu belasten.
Unteroffiziere d. R. Ralph Hauenstein und Kai-Uwe Mulz, Brandenburg

Sonntagspost

Vielleicht bringt mir der heutige 13., ein Sonntag, Glück, wenn ich an Euch schreibe. Seit fünf Jahren bin ich fleißige Leserin der AR, und ich muß sagen, daß mir Eure Beiträge, Kritiken und Fragen über den Armeealltag sehr gefallen. Da ich mich für das Leben in der NVA sehr interessiere, finde ich es auch richtig, daß Jungen einen militärischen Beruf gerade in der jetzigen angespannten Zeit ergreifen. Meine Achtung gehört jenen jungen Männern, die nicht nur vom Frieden reden, sondern auch ihren Beitrag dafür leisten. Mit einem von ihnen würde ich mich gerne schreiben.
Susann Falkmann (19), Hallesche Str. 198, Bennungen/Helme 4701

gruß und kuß

Liebe und heiße Küsse ...

... möchte ich an meinen Verlobten, Gefreiter Norbert Pusch, schicken. Seine Vereidigung liegt nun schon fast 1½ Jahre zurück (s. Foto x). In dieser Zeit schrieben wir uns über 300 Briefe und telefonierten auch miteinander. Aber ich fiebere heute noch genau wie damals nach jeder Post von ihm. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß unsere Liebe durch diese Trennung noch fester geworden ist. Und er soll wissen, daß ich immer fest zu ihm halte.
Manuela Kollodziski, Dippoldiswalde



Nachträglich

... alles Gute zu seinem 24. Geburtstag wünsche ich meinem Freund, dem Soldaten Jan Deja. Ich möchte ihn ganz lieb grüßen, wünsche ihm Gesundheit und werde ihm treu bleiben.
Cornelia Löwa, Guben

Bleib so!

Lieber René in der Julius-Fučik-Kaserne! Gratulieren zu Deiner Beförderung. Erfülle weiterhin so gut Deine Pflicht und bleibe willensstark. Wir sind stolz auf Dich.
Traudl und Klein-Stefan, Bad Sülze

Weiterhin gegrüßt werden:

Unteroffizier Torsten Zawko, verbunden mit vielen Küssen von Harriett Bischoff; der liebe Mann und Papi, Gefreiter Wilfried Manz, von Andrea und Ulrike; Leutnant Michael Kreyßig von seiner Ehefrau Viola und Söhnchen Jan; Soldat Harry Teller von seinen Schwiegereltern; Gefreiter Mirko Grassner von der Brigade „7. Oktober" aus Zwickau und Unteroffiziersschüler Achim Rax nebst 1000 „Schmatzern" von „Mulli".

gefragte fragen

Vier Ränge

Könnt Ihr mir die Fähnrichdienstgrade verraten?
Oliver Hull, Bergen

Wir lüften das „Geheimnis": Fähnrich, Ober-, Stabs-, Stabsoberfähnrich.

Kriegspakt

Während eines aktuell-politischen Gesprächs konnten wir uns nicht ganz einigen, welches zur Zeit die Mitgliedsstaaten der NATO sind. In einer Publikation des APN-Verlages Moskau ist von 15 NATO-Staaten die Rede. Wir kamen aber nur auf 14, seitdem Frankreich und Griechenland ausgeschieden sind.
Wolfgang Kuchenbecker, Ueckermünde

16 ist richtig. Zwar löste Frankreich am 29. 3. 1966 seine Streitkräfte aus der NATO-Unterstellung heraus, gehört jedoch – auch nach eigenen Formulierungen – dem politischen Bündnis des Nordatlantikpaktes an. Griechenland kehrte am 20. 10. 1980 in die NATO zurück, und am 30. 5. 1982 wurde Spanien das 16. Mitgliedsland der Koalition.

In Holz gebettet

In sowjetischen Filmen, welche die Oktoberrevolution und die Interventionskriege behandeln, sieht man öfters Pistolen, die in Holzfutteralen getragen werden. Meines Erachtens hatten auch Tschapajew und Budjonny solche Waffen. Könnten Sie diese Pistole vorstellen?
P. Jamrozinski, Johanngeorgenstadt

Eine der damals gebräuchlichsten Handfeuerwaffen war die deutsche Armeepistole Mauser 96. Ihr Futteral bestand aus Nußbaumholz, welches mit einem Federschnapper am Pistolengriff befestigt war und als Schulterstütze diente. Das Magazin befand sich vor dem Abzug. Es gab zwei Kaliber: 6 und 7,63 mm. Masse mit leerem Magazin 1100 g; Länge 290 mm; Visierschußweite bis 1000 m; Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses 430 m/s. Die Magazine konnten mit 6, 10 oder 20 Patronen gefüllt werden.

Nachträglich geehrt

Der Autor des Artikels „Für die Heimat" (AR 5/86) dürfte sich in der Angabe der Jahreszahl der Stiftung der Medaille „Für die Verteidigung Kiews" geirrt haben. Die Stadt Kiew erhielt 1961 zum zweitenmal den Leninorden. Ist die obengenannte Medaille nicht schon in den Kriegsjahren verliehen worden?
René Lindenau, Cottbus

Während alle anderen Medaillen für Verdienste bei der Verteidigung von Städten und Territorien im Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion in

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Privat, Uhlenhut
Vignetten: Achim Purwin

der Zeit zwischen 1942 und 1944 gestiftet wurden, gibt es die Medaille „Für die Verteidigung Kiews" erst seit 1961. Das in unserem Heft angegebene Da-



tum ist also richtig. Die Verteidiger der ukrainischen Hauptstadt wurden nachträglich geehrt.

18 oder 12 Tage?

Ich habe aktiven Wehrdienst auf Zeit geleistet und bin im April '86 entlassen worden. Ich fing wieder in dem Betrieb an, in dem ich vor meiner Armeezeit arbeitete. Mir stehen 18 Tage Urlaub zu, vom Betrieb bekomme ich bis zum Jahresende nur anteilmäßig 12 Tage. Ist das eigentlich richtig?
Unteroffizier d. R. Mike Bröme, Halle-Neustadt

Ja, denn der Betrieb hat sich an das Arbeitsgesetzbuch gehalten. Dort heißt es: „Werktätige, die nur während eines Teils des Kalenderjahres in einem Arbeitsrechtsverhältnis stehen, erhalten einen entsprechenden Anteilurlaub."

Rakete ist nicht gleich Rakete

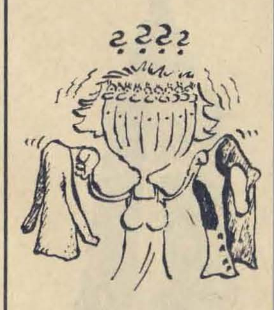
Wie werden Raketen klassifiziert?
Mirko Michalk, Marxwalde

Alle existierenden Raketenmuster werden in Gruppen und Klassen eingeteilt. So wird nach der Bestimmung in Gefechts-, forschungskosmische, meteorologische und Übungsraketen unterschieden. Die Gefechtsraketen werden außerdem in taktische, operativ-taktische und strategische eingeteilt.

Anziehen oder nicht?

In meinem Besitz befindet sich ein weißer Pullover, den ich als Dienstbekleidung vor Jahren bei der Einberufung empfing. Mein Vorgesetzter meinte nun, daß ich ihn nicht mehr anziehen darf. Wie verhält sich das?
Unterfeldwebel
Karin Stöffner

Diese zwischenzeitliche Einschränkung ist inzwischen aufgehoben worden. Weibliche Armeeangehörige dürfen sowohl diesen Pullover als auch die Uniformweste wieder tragen.



Wer zahlt?

Mein Mann wird im Herbst einberufen. Über seinen Betrieb erhielten wir bisher das Kindergeld. Wer übernimmt die Zahlung nun für die Zeit seines Grundwehrdienstes?
Hannelore Oberstein, Potsdam

Die Zahlung des staatlichen Kindergeldes ist für Soldaten im Grundwehrdienst wie folgt geregelt: Ist die Ehefrau berufstätig, wird es von ihrem Betrieb gezahlt; ist sie nicht berufstätig, übernimmt das örtliche staatliche Organ (Rat der Gemeinde oder der Stadt) die Zahlung.

Auf den Geschmack gekommen

14 Tage war ich in einem Wehrlager. Dort wurden wir von Offiziersschülern aus Löbau ausgebildet. Sie studieren an der dortigen Armeehochschule Kfz- und Panzertechnik. Da ich mich ebenfalls dafür interessiere und eine Laufbahn als Berufsoffizier einschlagen will, möchte ich etwas über diese Ausbildung erfahren.
Alexander Diehr, Querfurt

Panzerdienst und Kfz-Dienst sind zwei verschiedene Laufbahnen, es gilt also, sich für eine zu entscheiden. Das Studium umfaßt gesellschaftswissenschaftliche, militärische, militärtechnische, ingenieurtechnische Grundlagen-, mathematisch-naturwissenschaftliche, Fremdsprachenausbildung. Dazu kommen Werks-, Werkstatt-, Truppenpraktika. Im Kfz-Dienst werden die Typenberechtigungen für die Haupttypen der Kfz-Technik sowie der Fahrlehrerschein, im Panzerdienst die Fahrerlaubnis für Panzer, SPW, SPz, die Typenberechtigung für den LKW Ural u. a. Qualifikationsnachweise erworben. Nach vierjährigem Studium ist der akademische Grad eines Diplomingenieurs des Maschinenwesens sowie der Leutnantsdienstgrad erreicht.



Die Grenzer-OHS

... das ist die Schule, durch die alle künftigen Offiziere unserer Grenztruppen gehen. Wie sie dort das für ihren verantwortungsvollen Dienst erforderliche Rüstzeug erwerben, welche Dienst- und Lebensbedingungen ihnen diese Bildungseinrichtung bietet und einiges andere mehr – das wird ausführlich in Wort und Bild geschildert. Außerdem berichten wir über Radschloßwaffen, einen Landgang von Matrosen unserer Volksmarine in der estnischen Hauptstadt Tallinn, das Leben und Wirken des Kommunisten Rudolf Dölling und die Anforderungen des Achtertests. Ein Kommentar befaßt sich mit dem USA-Staatsterrorismus, ein militärtechnischer Beitrag mit Fla-Raketen der Truppenluftabwehr und ein Augenzeugenbericht mit der solidarischen Hilfe der DDR gegenüber Nikaragua. Schließlich melden wir uns in gänzlich eigener Sache zum 30. Jubiläum unseres Soldatenmagazins zu Wort. Darauf können Sie gespannt sein

in der nächsten



...wir werden uns



Historischer Tatsachenbericht über Werden und Wandel der Kyffhäusersage

Von Dr. Christian Heermann

auch ohne dich erlösen!



1 *Das Kyffhäuserdenkmal 1896*
2 *Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa*
3 *Kaiser Friedrich II.*
4 *Rudolf von Habsburg empfängt 1273 die Nachricht von seiner Wahl zum König*
5 *Der schlafende Kaiser (Detail aus dem Kyffhäuserdenkmal)*
6 *Tile Kolup, der falsche Friedrich*

Das faschistische Oberkommando der Wehrmacht tarnte seine Angriffspläne mit teilweise nichtssagenden Bezeichnungen. „Fall Weiß" stand für den Überfall auf Polen, „Fall Gelb" für den auf Frankreich und die Beneluxstaaten. Einen Code, den man als ausgesucht demagogisch, andererseits aber als für die Naziideologie auch besonders konsequent bezeichnen kann, wählten die Aggressoren für den Angriff auf die Sowjetunion: „Fall Barbarossa". Die Entscheidung, wie man den Decknamen für dieses Verbrechen einstuft, hängt davon ab, wie weit in die Geschichte zurückgegangen wird. Denn an den Begriff Barbarossa ist eine alte Sage geknüpft, die einst mit progressivem Inhalt entstand, später verfälscht und schließlich mißbraucht wurde.

Der von den deutschen Feudalherren anno 936 zum König gewählte Otto I. (912 bis 973) baute den frühfeudalen deutschen Staat aus, indem er die unter seinem Vorgänger begonnene Expansionspolitik fortsetzte und sich großer Teile des politisch zersplitterten Italiens bemächtigte. Das so entstandene Kaiserreich erstreckte sich von der Nordsee zeitweise bis nach Sizilien.

Diese räuberische Italienpolitik hatte weitreichende innenpolitische Auswirkungen. Anstatt die zersplitterten Territorialherrschaften zu überwinden und die für Handel und weiteren wirtschaftlichen Aufschwung erforderliche starke Zentralgewalt zu festigen, gingen die deutschen Herrscher in Italien andere Wege. Hinzu kamen Kollisionen mit den Machtinteressen des Papsttums. Für alle Gebiete nördlich der Alpen bedeutete das eine enorme Schwächung der Zentralgewalt, denn die fürstlichen Regionalgewalten erstarkten. Den deutschen Territorialherrschern wurde in ihrem Streben nach Macht und persönlichem Reichtum breiter Spielraum eingeräumt. Das einfache Volk hatte darunter unsäglich zu leiden.

Unter Otto I. hatte diese Entwicklung eingesetzt. Besonders schlimme Zustände prägten das Interregnum* der Jahre 1257 bis 1273. In diesen Jahren gab es überhaupt keine

* Zwischenherrschaft, Zeitraum ohne rechtmäßige Regierung

handlungsfähige Zentralgewalt. Es war nach einer bekannten Ballade von Schiller „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“, die am 24. Oktober 1273 mit der Wahl des Rudolf von Habsburg zum deutschen König einen förmlichen Abschluß fand. Dieser führte etliche Kriege. Sie verstärkten die Not des Volkes, denn was zuvor von kleinen Fürsten aus den aufstrebenden Städten herausgepreßt wurde, beanspruchte nunmehr der König.

Dem Bemühen Rudolfs, die Zentralgewalt zu stärken, blieb größerer Erfolg versagt. Ein wesentlicher Grund: Er behandelte die Städte nicht als natürliche Bündnispartner, sondern als offenbar unerschöpfliche Steuerquelle. Zudem: Er war durch das Erbe seiner Vorgänger gebunden, denn diese hatten wichtige Rechte an die Territorialfürsten preisgegeben. So beispielsweise Friedrich II. (1212 bis 1250). Um für seine imperiale Politik im Süden freie Hand zu haben, bestätigte er den deutschen Fürsten in verschiedenen Reichsgesetzen alle von ihnen angemaßten Rechte.

Andererseits war jener Friedrich II. ein hochgebildeter Mann. Und er war tolerant und machte keinen Unterschied zwischen Christen, Juden und Mohammedanern. Dadurch hatte er sich im gesamten Herrschaftsbereich zwischen Bremen und Palermo beim einfachen Volk einiges Ansehen erworben. Nicht zuletzt hatten auch seine zahlreichen Kontroversen mit dem Papst dazu beigetragen.

In den Zeiten des Interregnums und auch danach erschien die Herrschaft des Stauferkaisers mehr und mehr in einem verklärten Licht. In den verschärften Notjahren wuchsen die Sehnsüchte des Volkes nach Gerechtigkeit, Frieden und Beendigung der Willkür weltlicher und kirchlicher Fürsten. Durch diese Hoffnungen und das romantische Gedenken senkte sich über die staufische Fürstenpolitik der Schleier des Vergessens. Folge: Friedrich II. war zum Idol geworden. Es dauerte nämlich nicht lange, bis der Wunsch zum Glauben umgeschlagen war und eine Legende hervorgebracht hatte: Kaiser Friedrich II., so wurde gemunkelt, sei im Jahre 1250 gar nicht gestorben. Nach einem Streit mit dem Papst halte er sich irgendwo verborgen, um eines Tages zurückzukehren und alle Not zu beenden. Auf diese Weise entstand vor über 700 Jahren die deutsche Kaisersage – ein Produkt der Hoffnung des einfachen Volkes auf eine bessere Zukunft, verknüpft mit sozialreformatorischen und antipäpstlichen Tendenzen.

Sagen oder Legenden, die kommendes Heil verkündeten, wurden oft von Abenteurern, Hochstaplern und Gauklern ausgenutzt. Im Fall der Kaisersage gingen ihnen sogar Vertreter der herrschenden Klasse auf den Leim. Der bekannteste falsche Friedrich war Tile Kolup. 1283 stellte er sich den Stadtvätern von Neuß als Friedrich II. vor und erklärte, daß er sich seit 1250 in einem Kloster verborgen gehalten und schließlich eine Pilgerfahrt ins Heilige Land angetreten habe. Nun sei er zurückgekehrt, um von Neuß aus die alte Herrschaft zu erneuern. In seine Erzählung flocht er geschickt bestimmte Vertraulichkeiten aus dem einstigen Hofleben ein. Dann diktierte er Briefe an „frühere Untergebene“ und siegelte die Schreiben mit einem Ring. Als man den Abdruck mit alten Edikten aus der Stauferzeit verglich, hieß es: „Er ist es tatsächlich! Welche wunderbare Fügung für unsere Stadt!“

Die Stadtväter richteten dem falschen Friedrich eine pompöse Hofkanzlei ein und übertrugen ihm die Rechte auf Steuereinzug und Gerichtsbarkeit. Heinrich der Wunderliche von Braunschweig machte den Anfang und seinem Namen alle Ehre: Er schickte Gesandte nach Neuß und ließ Gaben überbringen. Andere Fürsten folgten dem Beispiel. Zwei Jahre lang nahm das „Hofleben“ so seinen Lauf. Als König Rudolf sich 1285 anschickte, von den Städten eine Vermögenssteuer von 3⅓ Prozent einzutreiben, schlossen sich etliche Gemeinwesen zu einem Bund gegen den Habsburger zusammen. Der falsche Kaiser verlangte vom echten König ultimativ die Abdankung. Die Repräsentanten der rebellierenden Städte lud er in den Frankfurter Römer zur „zweiten Krönung“ ein. Erst dadurch erfuhr Rudolf I. von den nunmehr ernst zu nehmenden Absichten seines Widerparts – und machte kurzen Prozeß: Seine Boten teilten den Stadtvätern von Wetzlar – dort hielt sich der falsche Kaiser gerade auf – mit, daß die Steuern umgehend zu zahlen seien. Außerdem wolle er den „Kaiser“ ausgeliefert haben. Widrigenfalls werde die Stadt den Landsknechten zur Plünderung freigegeben.

Damit war das Schicksal des Imperator phantasticus' besiegelt. Nach kurzer Folter gestand er: „Ich bin nicht Kaiser Friedrich. Ich heiße Tile Kolup.“ Am 7. Juli 1285 setzten die Flammen eines Scheiterhaufens dem Leben dieses Mannes ein Ende. Es wurde vermutet, daß er ein Kammerdiener des echten Stauferkaisers gewesen war. Dadurch habe er die Rolle so täuschend echt spielen können.

Die Nachricht von Kolups phantastischem Kommen und schmählichem Ende dämmte die Kaisersage nicht ein. Im Gegenteil. Pestjahre, Hungerperioden, Glaubensfanatismus, Kriegsgrausamkeiten und anderes Elend lieferten der Illusion von der Wiederkehr des Kaisers Friedrich ständig neue Nahrung. Verzweifelte Menschen klammerten sich an diese trügerische Hoffnung. Chronisten schmückten die Sage aus, wobei es zu einer neuen Version kam: Aus dem verborgen harrenden oder wandernden Kaiser wurde ein schlafender Kaiser. Und noch zu einer Wandlung kam es – zu einer beachtlichen. Der Stadtschreiber und spätere Domherr von Eisenach, Johannes Rothe, berichtete 1421 in seiner „Düringischen Weltchronik“, wo sich der „Erlöser“ niedergelassen habe; nämlich „zu Kyffhausen in Thüringen in dem verfallenen Schlosse“. Die Kaisersage hatte sich zur Kyffhäusersage lokalisiert, und zwar binnen kurzer Zeit.

Die Ruine der im 11. Jahrhundert erbauten Reichsburg Kyffhausen – über 600m lang und bis zu 60m breit – lieferte eine eindrucksvolle Kulisse für die Sage. Am 14. und

15. Mai 1525 kam es am Fuße des Kyffhäusergebirges, bei Frankenhausen, zur Entscheidungsschlacht des deutschen Bauernkrieges; die sechstausend Kämpfer um Thomas Müntzer unterlagen. Unmittelbar nach ihrem Sieg nahmen die Fürsten grausame Rache. Die Dorfbevölkerung hatte unter Massakern zu leiden, ihre soziale Lage wurde noch unerträglicher. In das Elend mischte sich tiefe Resignation. Und so verwundert es nicht, daß zu jener Zeit die Kaiser- oder nunmehrige Kyffhäusersage im Bewußtsein der gequälten Menschen wieder lebendig wurde. Bessere Zeiten, so hofften viele, könnte nur das Erscheinen eines starken Herrschers bringen.

1927 nahm Hindenburg (links oben) die Huldigungen des Kyffhäuserbundes entgegen

Noch ein reichliches Jahrhundert danach berichtete der Stadtchronist von Langensalza, Luitbartus, daß immer wieder Menschen „in hellen Haufen nach dem uralten Berge wandern. Man habe gemeint, den Kaiser unten sitzen zu sehen in einem Spalte des Berges, an einem marmorsteinernen Tische, woselbsten sein langer Bart durch den Tisch sei gewachsen". Gleiches wußte auch der Leipziger Magister Johannes Praetorius zu vermelden. Dieser verwandelte aber Friedrich II. in Friedrich I. Bereits 1519 war in einem Volksbuch von einem „Roht-Bahrt" die Rede, was mehr auf jenen Friedrich I. – 1155 zum Kaiser gekrönt und als Barbarossa bekannt – zutreffen konnte als auf seinen bartlosen Enkel Friedrich II. Mehrfach wechselte die Sage zwischen beiden Personen, bis dann in den Jahren der Romantik mit ihrem sentimentalen Rückblick auf die mittelalterliche Kaiserzeit aus der Kyffhäusersage endgültig die Barbarossasage wurde.
Dieser Friedrich I. (1125–1190) war einer der fähigsten mittelalterlichen Herrscher. Er galt zudem als „deutscher Kaiser", denn er hatte den Territorialfürsten nicht so großen Spielraum gelassen wie sein Enkel. Friedrich I. war es gelungen, die Zentralgewalt zu stabilisieren. Unter dem Eindruck des Wiener Kongresses von 1815, der unter anderem die volksfeindliche Macht der deutschen Fürsten zementierte, schrieb Friedrich Rückert sein bekanntes Barbarossa-Lied. „Des Reiches Herrlichkeit ... wird einst wiederkommen", hieß es – unkonkret noch und auch ohne Aussage, zu wessen Nutzen. Heinrich Heine aber erkannte schon die Gefahren, die aus solcher Verheißung erwachsen konnten, und mahnte 1844 in seinem Werk „Deutschland – Ein Wintermärchen": „‚Herr Rotbart' –, rief ich laut –, ‚du bist ein altes Fabelwesen, geh, leg dich schlafen, wir werden uns auch ohne dich erlösen!'"
Die Dichterworte konnten das Unheil nicht verhüten. Nach der Reichsgründung von 1871 wurde „Weißbart" Wilhelm I. als „Erlöser des Rotbarts" gefeiert. Nun sei jahrhundertelanges Hoffen erfüllt worden, hieß es, obwohl kein utopischer Sagenkaiser mit einem Fabelreich des Friedens und der Gerechtigkeit gekommen war, sondern nur ein preußisch-deutscher Hohenzoller das Zepter über einem imperialistischen Obrigkeitsstaat schwang.
Die einstmals progressive Kaisersage wandelte sich nunmehr rasch zur nationalistischen Melodie. Die Umbruchtöne kamen zuerst aus Studentenkehlen. Hatten sich noch am Vorabend der 48er Revolution fortschrittliche Kommilitonen auf dem Kyffhäuser zum Burschenschaftstreffen versammelt und die alte Ruine zum Symbol ihres demokratischen Kampfes gewählt, so gründeten 1881 – von „alten Herren" aus den herrschenden Klassen inspiriert und gefördert – rechtsgerichtete Akademiker den „Kyffhäuserverband der Vereine Deutscher Studenten".
Über ihr Programm gab eine Sammlung von „Kyffhäuserliedern" Auskunft. Beispielsweise folgender Vers: „Gib Sieg, o Herr, gib eher nicht Frieden, eh nicht den vollen Sieg du uns beschieden. Du gabst uns Männer, schenk uns einen Mann, der Schwertgewinn im Frieden sichern kann, daß wir in weiten neuen deutschen Gauen, dir zu Ehren deutsche Tempel bauen."
Gleiche Wunschmelodien



von „weiten neuen deutschen Gauen“ hallten 1896 durchs alte Gemäuer, als 20 000 markige Krieger Wilhelm I. begrüßten: Das Kyffhäuserdenkmal wurde eingeweiht. Über dem schlafenden steinernen Rotbart thront nunmehr ein reitender, neuneinhalb Meter großer kupferner Weißbart: Der deutsche Imperialismus hatte für kommende Vorhaben die alte Kaisersage sichtbar gemacht und monumental für sich vereinnahmt.
Um den von hier ausstrahlenden Geist bis in den letzten Winkel tragen zu können, schlossen sich im Jahre 1900 die reaktionären Kriegervereine zum „Kyffhäuser-Bund der Deutschen Landeskriegerverbände“ zusammen. Des Kaiserreichs größte militaristische Massenorganisation zählte 1914 rund drei Millionen Mitglieder.
Am 1. August 1914 ging die Drachensaat auf. „Voll zorniger Kampfbegier folgten dem kaiserlichen Rufe Millionen deutscher Streiter“, konnte der Vorstand des Kyffhäuser-Bundes feststellen, als sich der deutsche Imperialismus anschickte, gewaltsam eine Neuaufteilung der Welt vorzunehmen.
Vier Jahre später war man von „des Reiches Herrlichkeit“ weiter entfernt denn je. Der Kriegsklüngel indes fühlte sich 1918 „im Felde unbesiegt“, und was der „Dolchstoß von hinten“ verhindert haben sollte, wollte man im zweiten Anlauf erreichen. Nunmehr sorgte ein straff organisierter „Deutscher Reichskriegerbund Kyffhäuser“, der 1925 etwa 2,34 Millionen Mitglieder hatte, für das Wachhalten und Wachsen des alten Geistes. Also für die verstärkte Propagierung einer national- und sozialdemagogisch verbrämten sowie monarchistisch geprägten Ideologie.
Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg rückte als Ehrenpräsident an jene Stelle, die zuvor Kaiser Wilhelm I. innehatte. Neue Leitsätze forderten die „Bewahrung der Kraft zu heldischer Tat, zu todeswilliger Opferbereitschaft“, zum „Kampf für deutsche Ehre“. Unter einem „Reichsjugendleiter“ wurden rund 100 000 Jugendliche wehrsportlich trainiert – im „Kyffhäusergeist“.
„Wir brauchen nicht umzulernen“, frohlockte General Rudolf von Horn, der Präsident des „Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser“, im Jahre 1933 nach Errichtung der Nazidiktatur. Denn Denkmal, Kriegerbund und der reaktionäre „Kyffhäuser“-Geist wurden von den Hitlerfaschisten rasch in ihr Herrschaftssystem und in ihre menschenfeindliche Ideologie vereinnahmt.
Besondere Aufgaben waren der SS zugedacht. Die Massenschlächter-Elite sollte als „Orden“ gelten, als „rassische Oberschicht des germanischen Volkes“ mit „zahlreichster Nach-

Im reaktionär verfälschten Geist der Kyffhäusersage pflegen sie militaristische, revanchistische und neonazistische Ideen: Gelichter aller Couleur – von alten Militaristen bis zu jungen Neonazis.



zucht, um in 20 bis 30 Jahren wirklich die Führerschicht für ganz Europa stellen zu können". Das jedenfalls war der Wunschtraum des sogenannten Reichsführers der SS Heinrich Himmler. Um sich an der „Nachwuchszucht" beteiligen zu dürfen, mußten eine Mindestkörpergröße von 1,80 Meter und ein „arisch einwandfreier" Stammbaum bis 1750 zurück vorgewiesen werden. Das Sippenhauptamt der SS überwachte die Zeugung einer „rassebiologisch hochwertigen Auslese"; als Sitz der Behörde hatten die Faschisten sinnigerweise die Gebäude am Kyffhäuserdenkmal gewählt. Und mit gleicher Konsequenz entschieden sich die Faschisten dann für den Decknamen „Barbarossa" für den verbrecherischen Überfall auf die Sowjetunion.

Wer nun nach 1945 annahm, daß es angesichts der Mahnung von über 50 Millionen Toten aus dem zweiten Weltkrieg für alle Zeiten mit dem Mißbrauch der Kyffhäusersage vorbei sei, der sah sich schlimm getäuscht. Nur sechs Jahre später, schon 1951, wurde in der BRD das vom Alliierten Kontrollrat verfügte Verbot des Kyffhäuser-Bundes aufgehoben. Die neuerstandene Organisation, mit dem Namen „Deutscher Soldatenbund Kyffhäuser", bekam sogar ihr Vermögen zurück. Bald darauf trainierten auch wieder „Kyffhäuser-Jugendgruppen" mit Blick auf einen dritten Versuch – spezielle Erscheinungsform des Revanchismus in der BRD.

Für uns ist die Kyffhäusersage Geschichte, aus der wir gelernt haben, wie progressiv geborenes Gedankengut verfälscht und mißbraucht werden kann. Das Kyffhäuserdenkmal ist uns dabei Anschauungsmittel bei der geistigen Auseinandersetzung mit der Reaktion, mit Militarismus und Revanchismus. Diese Möglichkeit verdanken wir sowjetischen Offizieren, die nach der Zerschlagung des Faschismus dafür sorgten, daß trotz des Geschehenen das Denkmal erhalten blieb. In den zurückliegenden Jahren wurde es rekonstruiert. Seine Innenhalle sowie das Burgmuseum wurden mit beeindruckender Aussagekraft neu gestaltet. Denn die ursprüngliche Kaisersage, die die Sehnsüchte des Volkes zum Ausdruck brachte, gehört zum bewahrenswerten Erbe der deutschen Geschichte.

Fotos: Archiv Dr. Heermann
Gestaltung: Sepp Zeisz

Fritz Cremer
Zum Manifest der Kommunistischen Partei, Lithografie, 1982

Aus Anlaß des 100. Todes- und 165. Geburtstages von Karl Marx gab 1983 der Verband Bildender Künstler der DDR eine Grafikmappe zum Kommunistischen Manifest heraus. Siebzehn Künstler der DDR schufen Grafiken zum Thema. Prof. Fritz Cremer stellte seiner Grafik folgende Sätze aus dem Manifest voran: „Der Kommunismus wird bereits von allen europäischen Mächten als Macht anerkannt. Es ist hohe Zeit, daß die Kommunisten ihre Anschauungsweise, ihre Zwecke, ihre Tendenzen vor der ganzen Welt offen darlegen und dem Märchen vom Gespenst des Kommunismus ein Manifest der Partei selbst entgegenstellen."

Diese Worte entsprechen ganz dem Lauf der Geschichte, wie sie Fritz Cremer erlebte und verstand.

Am 22. Oktober 1906 im Ruhrgebiet geboren, wuchs er in einer Arbeiterfamilie auf und fand früh den Weg in die Kommunistische Partei. Sein ganzes Leben und künstlerisches Reifen ist eng verbunden mit dem Kampf um die Befreiung des Proletariats, gegen den imperialistischen Krieg, für ein friedliches, glückliches Leben. In seinen autobiografischen Schriften schrieb er Anfang der sechziger Jahre, daß es ein Glück sei, „zu der Generation zu gehören, die die Periode eines Zeitabschnittes der Menschheit miterlebt, welche über die sozialistische in die klassenlose Gesellschaft führt. Es ist fast wie ein Wunder, mitzuerleben, daß das, was Karl Marx erst vor rund hundert Jahren als ein Gespenst bezeichnete, heute schon sehr reale Gestalt angenommen hat, so sehr die Welt verändert ..."

Fritz Cremer ist vor allem bekannt als Bildhauer. Sein grafisches Werk ist jedoch kaum von geringerer Bedeutung. Es geht weit über den üblichen Begriff der Bildhauerzeichnung hinaus. Die Grafiken, vorwiegend Lithografien, sind eigenständige Kunstäußerungen von hoher Sinnlichkeit, formaler und geistiger Qualität.

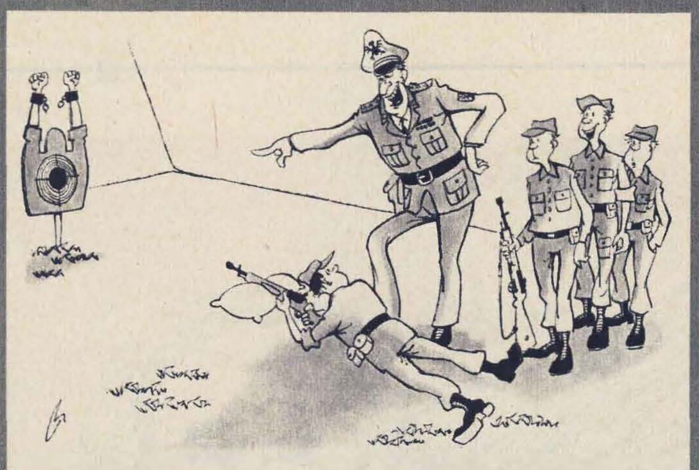
Im rechten oberen Teil der Grafik zeichnete er das Porträt von Karl Marx. Es ist nicht die erste Auseinandersetzung mit dem Thema. Bereits in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre entstanden Büsten; eine Maske und ein Denkmalskonzept. Das Gesicht wird frontal gezeigt, mit wenigen Federstrichen sind Augen, Mund und Nase charakterisiert, Haartracht und Bart sind untergeordnet. Es ist weniger porträthafte Ähnlichkeit angestrebt, als ein Ausdruck des Denkens, nicht gigantisch oder überirdisch, eher sehr menschlich, ruhig, selbstbewußt, vorausschauend. Hinter dem Kopf sind schemenhaft zwiebelförmige Kuppeln angedeutet, verweisend auf den Beweis der Richtigkeit seiner Ideen und seines Kampfes.

Wenn der Marxkopf, der sich im rechten oberen Viertel befindet, auch die Komposition bestimmt, spielt sich die Haupthandlung der Grafik im wie durch eine wehende Fahne oder fließenden Strom abgetrennten vorderen Teil der Grafik ab. Dargestellt ist Christus in drei unterschiedlichen Situationen. Eine Figur zeigt ihn als Denker und Philosophen. Um das Haupt ist weder eine Dornenkrone des Leids gewunden noch ein überirdischer Heiligenschein. Flammen sprühen, die Welt wird geistig durchdrungen und erkannt. Auch die zweite Christusfigur zeigt ein Streben nach Erkenntnis und eine Verteidigung dessen. Wie in seiner Figur des Galilei, die Fritz Cremer in Auseinandersetzung mit Bertolt Brecht und aktuellen Ereignissen des Weltgeschehens schuf, ist die Geste „Und sie bewegt sich doch" erkennbar. In der dritten, zentralen Figur kulminiert die Handlung. Der geschundene Christus läßt sich nicht still ergeben ans Kreuz schlagen, er zerbricht es unter Aufbietung aller Kraft und übernimmt die Führung des Laufs der Geschichte selbst. Denken, Erkennen und Handeln sind vereint in einer Figur, die hier als Sinnbild für Karl Marx und das Proletariat steht. Und das unterscheidet das Christusbild des Kommunisten von dem der Kirche. Christus ist nicht der qualvoll sterbende, geschundene Mensch, er opfert sich nicht zur Erlösung der Menschheit, er rührt nicht das Mitempfinden und erheischt Mitleid, er wird aktiv im Kampf um seine eigene Befreiung, er vollzieht seine Menschwerdung selbst. Der Künstler macht sie dem Betrachter visionär erlebbar.

Fritz Cremer zeigt in seinen Arbeiten eine Weltsicht, die aus dem philosophischen Gedankengut von Karl Marx schöpft und dazu aufruft, sich an der sozialen Veränderung der Welt zu beteiligen. Es geht ihm im Marxschen Sinne nicht darum, die Welt zu interpretieren, sondern sie zu verändern.

Text: Dr. Sabine Längert





Bundeswehr-„Friedensdienst"

Laut Werbung gibt es in der „freiheitlichen" BRD ja nichts, was es nicht gibt. Also: Gibt es Söldner – Komische Frage? In der BRD-Realität ist es in der Politik oftmals anders als in der allen alles versprechenden Werbung: Da hat es manche Dinge einfach nicht zu geben. Zumindest offiziell nicht. Wie es dann hinter den Kulissen aussieht, das sei schon wieder eine ganz andere Frage – behaupten zumindest manche Politiker in diesem Land.

Doch zurück zur Ausgangsfrage. In der BRD gibt es keine Söldner. Offiziell. Paragraph 109 h des Bonner Strafgesetzbuches stellt das Anwerben von bundesdeutschen Bürgern für den „Wehrdienst zugunsten einer fremden Macht" unter Strafe. Inoffiziell gibt es sie trotzdem. Ich denke nicht nur an das Paradebeispiel Kongo-Müller. Dieser BRD-Söldner hatte sich seinerzeit vor DDR-Kameras mit seinen Mordtaten in Afrika gebrüstet. In denke auch nicht nur an die BRD-Bürger, die sich in der Fremdenlegion „verstecken" oder dort Abenteuer suchen. Ich denke an ganz besondere „Söldner", die in der BRD ausgebildet werden. „Killer-Ausbildung mitten in Deutschland (gemeint ist natürlich die BRD – d. A.), Schießübungen auf Bundeswehrgelände, Söldner aus den Reihen von Bundeswehr, Polizei und Bundesgrenzschutz – Carl-Dieter Spranger, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium, war überfragt", schrieb am 20. März 1986 diè „Frankfurter Rundschau" im Anschluß an eine Bundestagsanfrage der Grünen am 19. Februar d. J. Es ging um den „Bund deutscher Legionäre" des schwäbischen Adeligen Rainer Renè Graf Adelmann von Adelmannsfelden, der seine Söldner als „Einsatztruppe in Krisengebiete der Dritten Welt" vermitteln will. Der BRD-Staatssekretär, der von nichts wußte, bekam später sogar Amtshilfe vom BRD-Fernsehen, das am 4. März d. J. über ein „Winterlager des Söldnerbundes" berichtete, bei dem die Teilnehmer die „operativen und taktischen Grundlagen des Guerillakrieges" sowie des „lautlosen Tötens" vermittelt bekamen. Die Teilnehmer, die als Höhepunkt dem Reporter vorführten, wie man lautlos jemanden „tötet", waren u. a. Jungen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren! Angelockt wurden sie wie auch ältere „Interessenten" durch Annoncen des militaristischen Grafs in speziellen Waffenzeitschriften wie beispielsweise dem „Internationalen Waffen-Spiegel". Insgesamt sollen es 700 sein, die unter anderem von einem Obergefreiten aus der „Rommel-Kaserne" in Paderborn ausgebildet werden. Dieser Bundeswehrangehörige fungiert bei dem Grafen als „Hauptgruppenführer". Auf die Frage, ob seine Bundeswehr-Vorgesetzten von dieser „Tätigkeit" Kenntnis hätten, antwortete er: „Mit Sicherheit".

Ergo: Es gibt inoffiziell nicht nur Söldner in der BRD, sondern sogar welche mit Bundeswehr-Drill. Offenbar ein ganz spezieller „Friedensdienst" einer Armee, die angeblich nur für den Frieden da ist.

R. R.

AR International

• **Die Orte,** an denen Kernwaffen der USA gelagert und die sonst geheimgehalten werden, lassen sich einem Papier des US-amerikanischen Kongresses entnehmen. Es enthält die Namen von 20 USA-Stützpunkten in Europa und Südkorea, auf denen die USA-Luftwaffe Nuklearwaffen stationiert hat. Darunter befinden sich auch fünf Basen in der BRD: Ramstein, Büchel, Menningen, Nörvenich und Hahn. Außerdem werden fünf Stützpunkte in der Türkei, jeweils drei in England und Italien sowie je einer in Griechenland, den Niederlanden und in Südkorea aufgeführt. Bei dem Dokument handelt es sich laut BRD-Nachrichtenagentur DPA um die Abschrift einer Anhörung vor dem Unterausschuß des USA-Repräsentantenhauses für die Bewilligung von militärischen Bauten. Darin war der „Wunsch" der USA-Luftwaffe enthalten, auf den genannten Stützpunkten „Sicherheitskammern für nukleare Waffen" bauen zu lassen. Wie aus dem Papier hervorgeht, werden in Ramstein zwei dieser Kammern, die nahe den Abstellplätzen jener Flugzeuge errichtet werden, die rund um die Uhr in Alarmbereitschaft sind, bereits erprobt.

• **Das erste BRD-Unternehmen,** das einen Auftrag für das Weltraumwaffenprogramm der USA bekommen hat, ist der Luft- und Raumfahrtkonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm. Der Auftrag über zunächst vier Millionen Dollar (rund 8,8 Millionen DM) umfasse laut Angaben der BRD-Presse einen Plan für die Erprobung von Infrarotgeräten im Weltraum. Der von MBB zu entwickelnde Sensor soll scharfe Gefechtsköpfe von Attrappen unterscheiden können. Für die weitere Entwicklungsphase stünden zusätzlich 35 Millionen Dollar bereit. Damit wird faktisch gesichert, daß BRD-Konzerne in das Vorhaben der USA zur Militarisierung des Weltraumes eingebunden werden.

• **Rund 324000 Kubikmeter** radioaktiver Abfälle seien über Jahre durch die Realisierung der nuklearen Rüstungsprogramme der USA angehäuft worden. Besondere Besorgnis würden in der US-amerikanischen Öffentlichkeit die bei unterirdischen Kernwaffenversuchen

häufig ausströmenden radioaktiven Stoffe hervorrufen. Erst am 10. April seien zwei Spezialisten bei einem USA-Kernwaffenversuch in der Wüste Nevada strahlengeschädigt worden. Dies teilte der Sprecher des USA-Energieministeriums, West, in einem TASS-Gespräch mit.

• **Die NATO-Staaten** werden laut französischer Nachrichtenagentur AFP „gemeinsam drei mit hochmodernen technischen Einrichtungen ausgestattete Flugzeuge für die Ausbildung auf dem Gebiet der elektronischen Kriegführung" kaufen. Ein entsprechender Beschluß sei in Brüssel bekanntgegeben worden. Die Maschinen, bei denen es sich voraussichtlich um modifizierte Boeing 707 handeln werde, sollen Anfang der neunziger Jahre einsatzbereit sein. Sie würden dann der in Yeovil in der südenglischen Grafschaft Sommerset stationierten „Sondereinheit für elektronische Kriegführung" zur Verfügung gestellt werden. Damit wird deutlich, welche Bedeutung die NATO in ihrer Kriegsvorbereitung der elektronischen Kampfführung beimißt.

Das erste Flotten-U-Boot der USA-Kriegsmarine, das mit dem neu entwickelten Vertikalstartsystem für Tomahawk-Marschflugkörper ausgerüstet wurde, ist die „Providence". Sie ist die zweiunddreißigste Einheit der seit 1972 gebauten Flotten-U-Boote der „Los Angeles"-Klasse. Das Vertikalstartsystem ist im Vorschiff zwischen Druckkörper und Außenhülle installiert, wobei sich an jeder Seite sechs Startschächte befinden. Die Pfeile zeigen auf die Klappen – sie sind schwach erkennbar –, die die Schächte nach außen hin verschließen.



• **Die Rüstungsausgaben** Pakistans stiegen während der letzten neun Jahre auf das Vierfache. Das geht aus einem Bericht der ČSSR-Zeitung „Rudé Pravo" hervor. Für die Summen, die zur Führung von Umsturzaktionen gegen Nachbarländer ausgegeben würden, so das genannte Blatt, gebe es keinerlei Begrenzung. Von Washington erhält Pakistan in den Jahren 1988 bis 1994 in Gestalt von Anleihen und Krediten insgesamt 4,2 Milliarden Dollar. Fast die Hälfte dieses Betrages ist für den Ankauf von Waffen und weiterer Militärtechnik aus den USA bestimmt. So meldete die Nachrichtenagentur PTI, daß die USA Pakistan 12 Jagdbomber F-16 „zu günstigen Bedingungen" liefern würden.

• **Ihren „Reichsparteitag"** hat Mitte Juli 1986 in den USA die neonazistische Organisation „Arische Nation" in einem von Wachtürmen mit schwerbewaffneter Mannschaft, Stacheldraht und Suchscheinwerfern umgebenen Lager abgehalten. Gestützt auf die Bibel, die USA-Verfassung und Hitlers „Mein Kampf" hätten die USA-Neonazis laut Aussagen westlicher Massenmedien auf ihrem Treffen die „Vormacht der christlichen Weißen über alle anderen Menschen im Lande" gefordert. Erster Schritt dazu sei ihrer Ansicht nach „die Schaffung eines weißen, rassereinen Territoriums im Nordwesten der USA". Dieses sogenannte gelobte Land müsse, wenn nicht durch Verhandlungen, dann durch Gewalt errichtet werden. Die Rassisten und Faschisten, die sich in Hayden Lake, USA-Bundesstaat Idaho, versammelt hatten und Kampfuniformen mit Hakenkreuz-Ansteckern und USA-Flagge trugen, beriefen sich in ihren Reden auf den Faschisten Heß und den USA-Politiker McCarthy.



In einem Satz

Unter Gefechtsbedingungen hat die USA-Armee im Juni erstmals drei Pershing-2-Raketen auf dem Stützpunkt Cape Canaveral einem vollen Funktionstest unterzogen, wobei die Raketen auf Ziele im Atlantik abgeschossen wurden.

Frankreich will 1987 nach Angaben der „Süddeutschen Zeitung" seinen Rüstungshaushalt um sieben Prozent erhöhen.

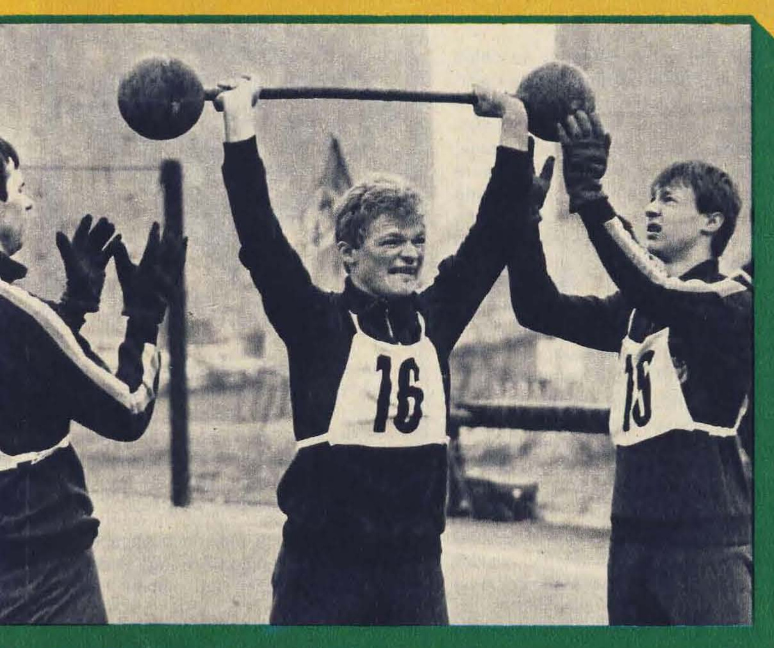
Die BRD wird im nächsten Haushaltsjahr zusätzlich 50 Millionen DM für die Ausrüstung des Bundesgrenzschutzes und der Polizei ausgeben.

Das Sicherheitspersonal der USA-Weltraumbehörde NASA ist seit Mitte der siebziger Jahre um sieben Prozent abgebaut worden, womit die Personaleinsparungen im Sicherheitsbereich laut „Washington Post" doppelt so hoch wie in anderen Bereichen seien.

Verträge im Wert von 14,2 Millionen Dollar haben die USA im Rahmen des Programmes zur Militarisierung des Weltalls – als Strategische Verteidigungsinitiative getarnt – an Großbritannien vergeben, wobei der größte Vertrag an das britische Verteidigungsministerium gegangen ist, das erforschen soll, mit welchen Technologien Mittelstreckenraketen vernichtet werden könnten.

Der Naziterrorist und Chef der nach ihm benannten „Wehrsportgruppe Hoffmann" ist von der 3. Großen Strafkammer beim Landgericht Nürnberg/Fürth von der Mordanklage freigesprochen und nur wegen verschiedener anderer Straftaten zu lediglich neun Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt worden.

Redaktion: Rainer Ruthe
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

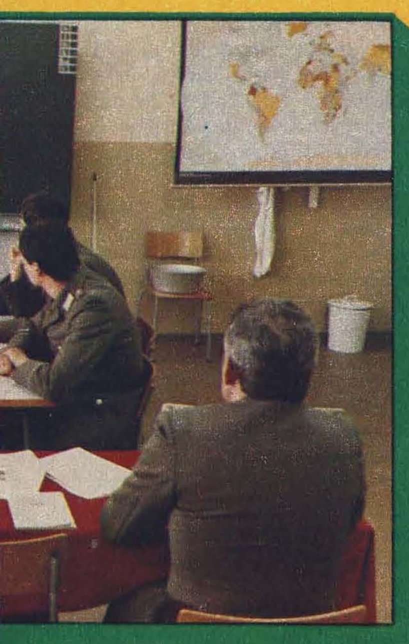






Dem Reporter zeigt die Unteroffiziersschule „Paul Fröhlich" ihren derzeit besten Zug. Dort erfährt er, noch habe man den Titel nicht erreicht, verpflichte sich aber zusätzlich, die Gesamtnote Eins im Fach Gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung bei der Unteroffiziersprüfung für den Zug zu erreichen.

ÜBERMÜTIG UND SELBSTGEFÄLLIG?









Mit 19 Jahren neigt man leicht zu beidem. Wohl haben von den 14 Unteroffiziersschülern des Zuges acht eine EOS mit dem Abitur verlassen, zwei ihren Facharbeiter mit Abitur erworben und vier eine Facharbeiterausbildung erfolgreich abgeschlossen. Doch während der vier Prüfungstage an der Unteroffiziersschule offenbaren der Einsatz der Genossen und die Erinnerungen ihres Zugführers: Sehr gute Ergebnisse fallen auch einem Kollektiv mit solchem Reifenachweis nicht in den Schoß.

Es gibt Steine, über die auch Kluge stolpern

Die gesamte Tiefe der frischgetünchten Halle füllt ein Geschoßwerfer RM-70 aus. Es fragt sich, wer den Unteroffiziersschülern mehr Respekt einflößt, die Prüfungskommission oder der Achtrad-LKW TATRA 813 mit den 40 Startrohren und der Nachladeeinrichtung für nochmals 40 Geschosse.
Die künftigen Geschoßwerferführer werden im Fach Technik geprüft. Nicht einzeln treten sie vor die Kommission, sondern immer im Bestand einer Bedienung, die einer von ihnen führt. Denn nicht Wissen allein, sondern auch die Methode, wie es an auszubildende Soldaten vermittelt wird, beurteilt die Prüfungskommission. So wird auf Antreteordnung, Kommandostimme und Ausführung der Befehle ebenso geachtet, wie auf die Darlegung der technischen Problematik. Leutnant Demme, der Zugführer, hat seine Genossen zur Prüfung geführt. Mehr kann er jetzt für sie nicht tun. Nur zusehen und um diesen oder jenen bangen, daß es gut, vielleicht besser gehe. Hat er Sorgenkinder? Was soll er antworten?
Um so viele Abiturienten im Zug, das wußte er, beneideten ihn andere Lehroffiziere an der Schule. Denn wer gerade von der Schulbank kommt, dem fällt das Lernen leichter. Von den vier Facharbeitern sind drei Kandidaten der SED. Junge Arbeiter also, die bereits auf dem Weg zur Partei sind. Sie lernen bewußter. Dennoch fanden sich auch diese Genossen nicht schneller zurecht als ihre Vorgänger. Auch sie brauchten Zeit, bis sie nicht mehr sagten „Entschuldigen Sie bitte ...!", sondern „Unteroffiziersschüler Otto bittet, Sie sprechen zu dürfen ...!" Ebenso begannen die Reibereien untereinander, als man sich genauer kannte. Sicher geschah es aus Spaß, wenn sich die Abiturienten ab und an englisch unterhielten. Die es nicht verstanden, betrachteten es dennoch als Herausforderung. Keineswegs sollte auch der Lacher über einen Rechtschreibfehler verletzen, er kam aber so an. Es blieb ebenfalls nicht aus, daß sich hin und wieder diejenigen, die sich schlauer dünkten, vor nötiger Arbeit drückten.
Natürlich waren es einzelne. Immer sind es einzelne. Doch Unteroffiziersschüler Parnitzke hielt monatelang das Kollektiv des Zuges in Erregung. Ansätze, sich gegen ihn durchzusetzen, gab es. Schon in den ersten Tagen, erinnert sich Leutnant Demme, ist Unteroffiziersschüler Rößler, Maurer aus einer PGH und Kandidat der SED, gegen Parnitzkes Disziplinlosigkeit aufgetreten. Doch vor dem Kollektiv stieß er ins Leere. Denn Genosse Parnitzke brachte vom ersten Tag der Ausbildung an die besten Ergebnisse im Zug. Rößler schaffte im Verhältnis dazu kaum nennenswerte Leistungen. Wenn auch hinter Parnitzkes Rücken anders gesprochen wurde, ihm gegenüber zollte die Mehrheit des Kollektivs vorerst Anerkennung. Auch in der Halle, so beobachtet Leutnant Demme, brilliert wieder Unteroffiziersschüler Parnitzke. Seine Kommandos sind eindeutig. Mit verständlichem Ausdruck erläutert er „seinen" Kanonieren die Richtmechanik und die Zieleinrichtung. Sein Auftreten ist selbstsicher. Geschickt stellt er Fragen an die Bedienung, bekommt auch richtige Antworten. Die Prüfungskommission ist beeindruckt.

Eigennützlich, keinem nützlich

Zögernd ziehen sie am zweiten Prüfungstag die Billetts mit den Fragen im Fach Gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung (GWA). Den einen liest man Erleichterung von den Gesichtern ab, anderen ist anzusehen, daß sie keinen guten Griff taten. Bestehen werden sie vor der Prüfungskommission, wenn sich in ihren Antworten zu dem mehr oder weniger angehäuften Faktenwissen die persönliche Einstellung darüber offenbart: Es hat Sinn, Soldat zu sein; in einem militärischen Kollektiv sind Wertvorstellungen, die der Weltanschauung der Arbeiterklasse entsprechen, nötig; politisch geprägte Motive gewährleisten eine hohe Gefechtsbereitschaft.
Aber es ist schon gesagt: Sie wollen in diesem Fach die Gesamtnote Eins für den Zug.
Werden dafür die 125 Stunden Unterricht in GWA ausreichend gewesen sein? Immerhin ist das ein Drittel der gesamten Ausbildungszeit eines Unteroffiziersschülers.
Persönlichkeiten wachsen nicht nach Lehrplänen, sagen die Lehrer. Das Leben formt sie. Ist es so auch im Zug von Leutnant Demme?
Alle haben den dreijährigen Ehrendienst freiwillig angetreten. Das Grundmotiv dafür ist bei allen gleich. Ob Jörg Hölterhoff, Uwe Parnitzke, Jens Mibus, Ralf Maikath und die anderen zehn Genossen – sie wissen, nur weil Frieden war und ist, hatten sie eine sorglose Kindheit und behütete Jugend. Und so wollen sie mehr für seinen Schutz tun, als sie in achtzehn Monaten schaffen könnten. Alle haben einen Studienplatz sicher, und eben nur sicher, wenn ...
Natürlich denken sie dabei auch an die großzügige Stipendienregelung nach vollendeter Dienstzeit. Warum nicht? Es entspricht dem sozialistischen Leistungsprinzip. Wer viel gibt, der darf auch nehmen.
Darf der immer – und so, wie er will? Mit dieser Frage wurden sie schon in den ersten Wochen konfrontiert, erinnert sich Leutnant Demme. In seiner Eigenschaft als Klubratsmitglied wurde Uwe Parnitzke zu einer Führung durch die Garnisonstadt delegiert. Es war vormittags, und der Rundgang endete im „Ratskeller", wo man über die Eindrücke noch ein wenig plauderte. Und da es so gemütlich war, blieb Uwe „hängen". Er hätte schon um 15.00 Uhr als Diensthabender aufziehen sollen, kam aber erst gegen 16.30 Uhr in



die Kaserne zurück. Da erst seit Tagen Soldat, erhielt er eine geringe Strafe. Doch schon zu Silvester, außerhalb des Objekts eingesetzt, brachte er Alkohol in die Dienststelle. Leutnant Demme bestrafte ihn: Fünfmal Arbeitsverrichtung außer der Reihe. Auch das hielt ihn nicht ab, sich wenig später unerlaubt während der Ausbildung zu entfernen, um in der MHO-Verkaufsstelle einzukaufen. Dafür saß er an einem Sonntag Arrest ab. Das Kollektiv des Zuges war verärgert, und noch mehr ärgerte es sich darüber, daß Uwe immer, wenn er zur Rechenschaft gezogen wurde, zu verstehen gab: Er habe mehr Toleranz erwartet. Da er Leistung bringe, dürfe er sich wohl Freiheiten erlauben.
Nun waren seine Ergebnisse in der Ausbildung vom ersten Tage an hervorragend. Bekam er noch eine zusätzliche Aufgabe, wie beim Wirkungsschießen mit dem Geschoßwerfer, wo er als Gruppenführer arbeitete, stimmte sein Verhalten auf Punkt und Komma mit der Dienstvorschrift überein. Dieser Widerspruch machte allen zu schaffen. War Parnitzke nur auf Eigennutz bedacht? Wie tolerant sollten sie selbst als spätere Vorgesetzte sein? Aber es belastete auch das Verhältnis der Genossen zueinander. Nicht nur einmal stand Uwes Verhalten auf der Tagesordnung von FDJ-Versammlungen. Keiner der Genossen schloß sich von der Kritik an Uwe Parnitzke aus. Ob Markus Funke oder Steffen Otto, Ralf Maikath oder Uwe Rößler, sie alle verlangten von Parnitzke, endlich seine persönliche Verantwortung zu erkennen und bewußt Disziplin zu üben. Immer wieder versprach Parnitzke, seine Verfehlungen durch gute Leistungen auszubügeln. Er brachte auch spielend die besten Ergebnisse, fühlte sich doch vorerst weiter als der Größte. Haben sie was aus diesem Konflikt gelernt?
Die erste Gruppe meldet sich zur Prüfung. Von den fünf Schülern geht einer ans Pult, die anderen nehmen am Tisch vor der Prüfungskommission Platz. Am Pult nennt Mario Kutscher seine Prüfungsfrage: Was ist Ziel und Inhalt der politischen Arbeit in der Gefechtsausbildung? Danach beginnt er zu referieren. Der nächste ist Steffen Otto mit: Ziel und Methoden des sozialistischen Wettbewerbs in den Streitkräften. Nach ihm erläutert Ingolf Pötsch: Der Klassenauftrag der NVA, Schlußfolgerungen daraus für den Gruppenführer. Schließlich spricht Uwe Parnitzke: Über den Sinn des Soldatseins im Sozialismus.
Wie es aussieht, hat keiner in seinem Vortrag danebengegriffen. Von Satz zu Satz werden die Genossen sicherer. Die kollektive Prüfungsvorbereitung zahlt sich aus, denn jeder Genosse hatte einen Themenkomplex als Konsultationsgrundlage erarbeitet. Das Material stand jedem zur persönlichen Vorbereitung zur Verfügung. Und sie haben nicht nur aus den Büchern gelernt.
Immer wieder legen sie in verschiedenen Zusammenhängen dar: Ein militärisches Kollektiv ist dann seinen Aufgaben gewachsen, wenn es nach bestmöglichen Ergebnissen in Erziehung und Ausbildung strebt. Zu ihrer Verantwortung dabei als künftige Unteroffiziere bekennen sich alle. Neunmal gibt die Prüfungskommission an diesem Tage die Eins, dreimal die Zwei, zweimal eine Drei. Der Zug erreicht die Gesamtnote Eins.

An guter Lehr' trägt keiner schwer

Nebel lastet am nächsten Tag auf dem Ausbildungsgelände. Von einem Ende der Sturmbahn aus ist das andere nicht zu sehen. Der Zug von Leutnant Demme wird in Physischer Ausbildung geprüft. Sturmbahn, wahlweise Klimmzüge oder Heben einer 50-kg-Hantel und zuletzt 3000-m-Lauf. Eben ist der Zug zum Lauf gestartet. Hängen in diesem Prüfungskomplex die Trauben ohnehin hoch, so haben die Genossen in dieser Waschküche zusätzlich Mühe. Schwer geht ihr Atem. Sofort reißt das Feld auseinander. Äußerst kraß zeigen sich die Unterschiede in der körperlichen Leistungsfähigkeit. Beeindruckend ist, die schwächeren Genossen

kämpfen fast bis zum Umfallen, sie geben nicht auf. Keiner läuft länger als 13:20 Minuten, also erreichen alle die Note Drei oder besser. Siebenmal sogar werden Zeiten unter 11:20 Minuten gestoppt, wird die Note Eins vergeben.
Die Ergebnisse in den anderen Disziplinen liegen ähnlich. Auch dort gibt es keine Fünf. Nicht einen Klimmzug brachte Unteroffiziersschüler Otto vor fünf Monaten zustande, heute zieht er sich sechsmal hoch, erreicht die Note Drei. Aber welche Überwindung hat es den etwas schmächtigen Jungen gekostet, Abend für Abend in den Kraftraum zu gehen und sich danach noch – weil die Leistung auch da schwach – dem Training der freiwilligen Laufgruppe anzuschließen! Sicher ist die physische Leistungsfähigkeit junger Männer unterschiedlich, daß die Unterschiede aber oft noch so kraß zutage treten, sollte nicht nur den Betroffenen zu denken geben. Schließlich gehört körperliche Ertüchtigung gleichermaßen zum Erziehungsauftrag, den Elternhaus, Volksbildung und Jugendorganisation gegenüber der Gesellschaft zu erfüllen haben. Genosse Otto ist an der Unteroffiziersschule leider nicht der einzige, der in der ohnehin schon knappen Freizeit Versäumtes nachholen mußte. Nur – Kraftzuwachs wäre schon längst vorher zu erreichen gewesen.
Genosse Otto hat sich durchgebissen, weil er seiner Pflicht als Kandidat der SED gerecht werden will. Und – er möchte zupacken können, wenn seine künftigen Kanoniere den Werfer laden, wenn sie zweimal 40 Geschosse, jedes 66,35 Kilogramm schwer, durch Muskelkraft zu heben haben.
Hat Leutnant Demme mit diesem Ergebnis gerechnet? Auch hier addieren sich wie im Fach GWA und Technik die erreichten Ergebnisse zur Gesamtnote Eins für den Zug. Beobachtet hatte er schon, daß die Forderungen im Fach Physische Ausbildung frühzeitig das Kollektiv in Bewegung brachten. Über die Ergebnisse im Achtertest waren die meisten erschrocken.
In einer FDJ-Versammlung rief Uwe Wünsch zur Bildung einer Laufgruppe auf. Er verpflichtete sich, die Leistungsschwachen so zu trainieren, daß sie zur Prüfung die 3000 m in 13:20 Minuten laufen würden. Als ehemaliger Orientierungsläufer „kachelte" er nicht bloß sieben und mehr Kilometer Abend für Abend mit den Genossen runter. Er zeigte ihnen eine spezielle Gymnastik, lehrte sie Atemtechnik und weckte eine wahre Laufbegeisterung.
Zur Massenkontrolle der FDJ-Organisation wurde offen und ehrlich über Erreichtes und Versäumtes gesprochen. Ohne Vorbehalte übernahmen die Leistungsstarken Patenschaften über die Schwächeren. So Ralf Maikath über die Genossen Otto und Mütterlein in GWA, Uwe Wünsch in Physischer Ausbildung über die Genossen Hölterhoff und Otto, die Schüler Pötsch und Funke griffen in Technik ihren Kameraden Zaulich und Lehmann unter die Arme, in Taktik unterstützten die Genossen Parnitzke und Mibus die Genossen Rößler und Zaulich.
Schon zum Härtekomplex im März, erinnert sich Leutnant Demme, waren einige seiner Schüler kaum wiederzuerkennen. Der Zug war an jenem Tag um einiges früher geweckt worden. Keiner konnte eine gewisse Unruhe verbergen. Strapazen stünden bevor, wollten sie dem Gerede glauben. So wurde nicht nur aus kluger Überlegung heraus mäßig gefrühstückt. Manchem fehlte der Appetit. Auch während der Erwärmung im Kreistraining konnte keiner die innere Spannung abschütteln. Doch beim 1000-m-Lauf, als sich wie von selbst zwei von den stärkeren Genossen an die Spitze setzten, die übrigen bei den schwächeren blieben, sie mitzogen, erfaßte ausnahmslos alle das Gefühl, in dieser Gemeinschaft schaffen wir das. Innerlich ruhiger, ging der Zug auf die 15-km-Eilmarsch-



strecke. Wieder wurde keiner zurückgelassen, sprach man sich Mut zu, wurden kleine Hilfen gegeben. Was noch im Zug steckte, zeigte sich abschließend auf der Sturmbahn. Wochen zuvor nicht für möglich gehalten und noch am Morgen bezweifelt: Der Zug von Leutnant Demme erreichte im Härtekomplex die Note Eins!

Man kann doch viele Köpfe unter einen Hut bringen

Aus der Deckung am Waldrand rollen am vierten Prüfungstag zwei Achtrad-LKW TATRA heran und fahren auf die Bergwiese hinaus. Seitlichen Abstand haltend, bleiben sie stehen. Aus den Fahrerhäusern springen die Bedienungen.

Eilig hantieren die Genossen. Es sind immer nur zwei, Werferführer und Richtkanonier. Unteroffiziersschüler des Zuges von Leutnant Demme, die sich zur letzten, zur Taktikprüfung stellen. Als Werferführer haben sie nun das Gerät auf dem Marsch zu führen, in eine Feuerstellung zu bringen, zu beladen, den Werfer zu richten – je nachdem, welches Billett sie gezogen haben. Für Leutnant Demme ist es schon fast ein Abschied von seinen Schülern.

Noch ein paar Tage, angefüllt mit Diensten, Arbeitseinsätzen und Appellen, werden ihm und dem Zug bleiben. Dann erfolgt die feierliche Ernennung zu Unteroffizieren. Seine Genossen werden diesen Dienstgrad alle erreichen. Mehr noch: Die Ergebnisse nähern sich der idealen Zielstellung. Sind sie dem Kollektiv in den Schoß gefallen?

Die Abiturienten allein hätten für den Titel „Bester Zug" schon genügend Punkte gesammelt. Doch von den ersten Tagen an zeigte sich das natürliche Bildungsgefälle zu den Facharbeitern mehr als deutlich. Und um die ging es, sie mußten soweit aufschließen, daß auch sie gute militärische Leistungen erreichten. Daran hatte das gesamte Kollektiv zu knabbern. Ohne das stete Mühen der aktivsten FDJler und der Kandidaten der SED im Zug um vernünftige Beziehungen zueinander, ohne ihr Wirken darauf, daß die Normen der militärischen Disziplin und Ordnung für alle gelten, der Zug wäre zu diesen geschlossenen Leistungen nicht fähig gewesen. Bis zuletzt gab es welche, die Parnitzkes Aufmupfen insgeheim bewunderten, im Gegensatz dazu drängte Unteroffiziersschüler Rößler auf dessen Entfernung aus dem Kollektiv.

Bei diesem Gedanken fällt dem Leutnant eine der militärpädagogischen Übungen aus dem Fach GWA ein. Da mußte sich einer vor die Klasse stellen und auf bestellte Zwischenrufe reagieren. Sicher erkennen die Lehrer etwas am Verhalten des in diese Situation gebrachten Schülers. Doch für den 19jährigen Ralf Maikath war viel mehr Standvermögen nötig, als er dem gleichaltrigen Uwe Parnitzke öffentlich sagte: „Wenn du nur gut arbeitest, wenn du willst, und nicht auch dann, wenn du mußt, weil das Kollektiv es braucht, bringst du uns nur Schaden!"

Schließlich fielen selbstgefällige Positionen, als Uwe Parnitzke auf die eindringlichen und schonungslosen Kritiken in der FDJ-Versammlung sagte: „... natürlich denke ich über den Widerspruch zwischen meinen recht guten Lernergebnissen und meinen Verstößen gegen Disziplin und Ordnung nach!" Das war schon Einsicht darüber, daß im militärischen Kollektiv andere Regeln gelten, als sie ein tolerantes Elternhaus und eine Oberschülergemeinschaft hinnehmen. Auch deshalb regte Leutnant Demme im März an, nicht nur um den Titel, sondern auch noch um die Gesamtnote Eins in der GWA-Prüfung zu kämpfen. Denn das Kollektiv begann, gemeinsam zu arbeiten, im Härtetest, im Feldlager, und es erreichte dabei Bestwerte. Eine weitere gemeinsame Aufgabe konnte da nur förderlich sein.

Der Vorschlag bedeutete im Klartext, mindestens siebenmal die Eins und so wenig wie möglich die Drei. Darunter durfte keiner bleiben. Ein besonderer Anspruch an die leistungsschwächeren Genossen. Denn – bei den sich abzeichnenden guten Leistungen im Zug begannen die Lehrer auch strenger zu bewerten. Und weil das Kollektiv nicht mehr das Aus-der-Reihe-tanzen einzelner duldete, entschieden sich alle für die zusätzliche Aufgabe.

Als zum letzten Mal die tonnenschweren Fahrzeuge in die Stellungen geführt, die Werfer gerichtet und feuerbereit gemeldet sind, holt sich Leutnant Demme von der Prüfungskommission die Ergebnisse. Ihre offizielle Bestätigung durch den Kommandeur der Fachrichtung würde ohnehin nur eine Frage der Zeit sein.

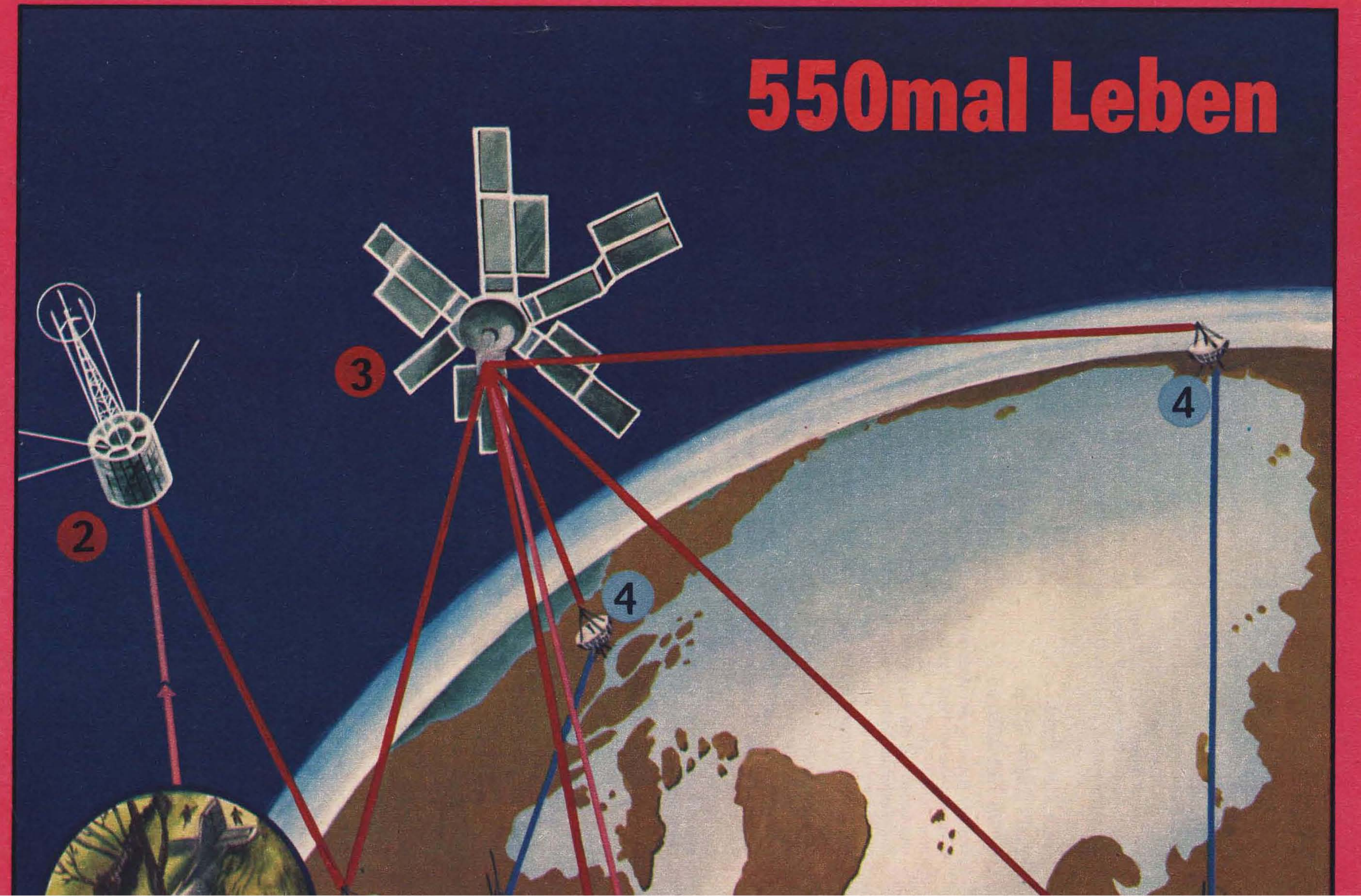
Auch in diesem Fach erreicht der Zug die Gesamtnote Eins. Da die Genossen Maikath, Parnitzke, Pötsch und Wünsch in allen Prüfungsfächern diese Note errangen, werden sie mit Auszeichnung abschließen. Sowohl für den Zug als auch für beide Gruppen wird es den Bestentitel geben, da die 1. Gruppe vier und die 2. Gruppe drei Einzelbeste aufweist.

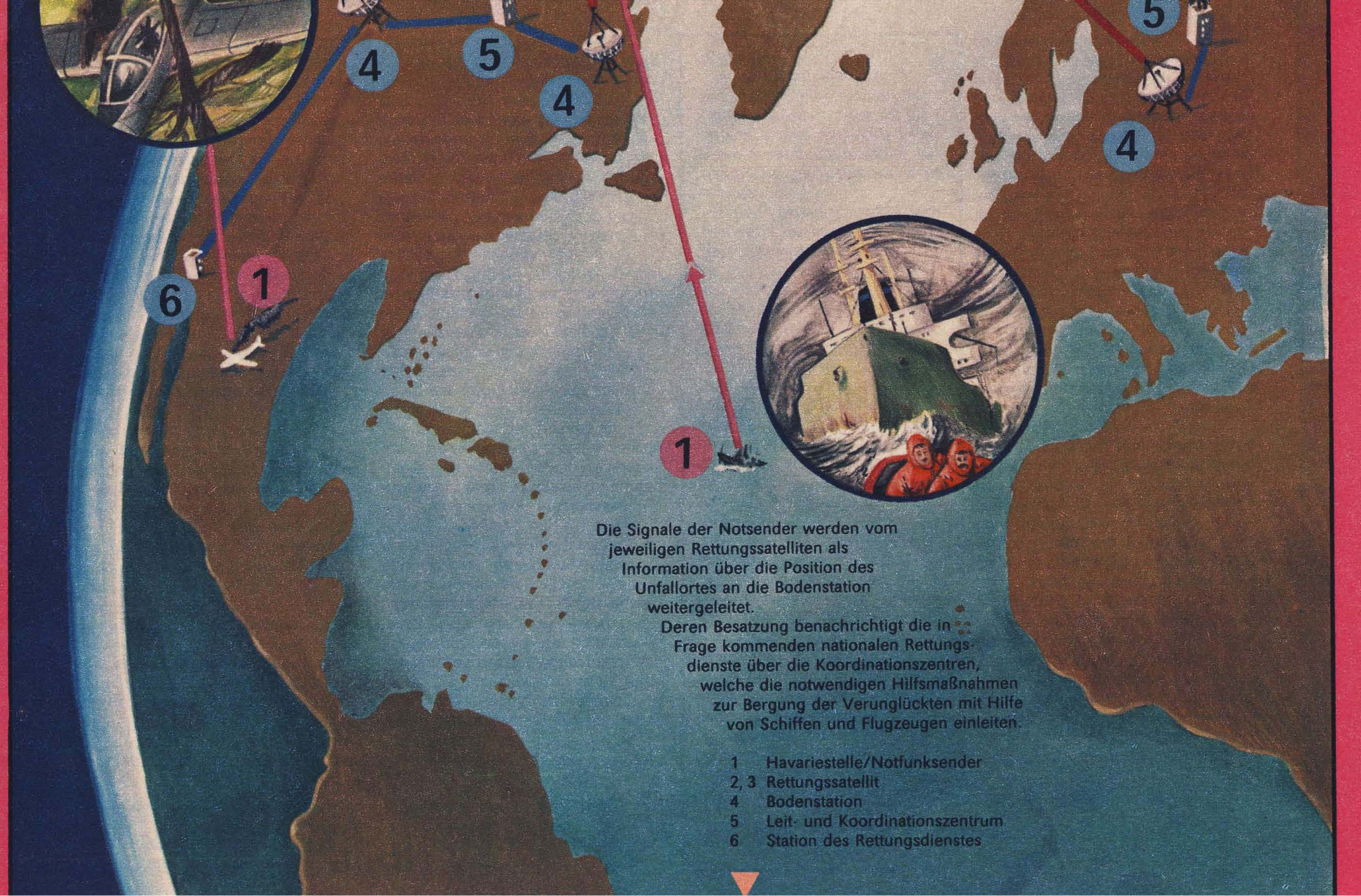
Besagen Zensuren schon alles? Leutnant Demme ist es ebenso wichtig, wie seine Schüler an sich selbst erlebt haben, wie jeder seine unterschiedlichen Voraussetzungen zum Wehrdienst nutzte.

Sie erfuhren, wie aus der übereinstimmenden Überzeugung – der Sozialismus ist es wert, verteidigt zu werden – einem militärischen Kollektiv die Kraft erwächst, solche Beziehungen herzustellen, die zu geschlossenem Handeln befähigen. Er meint, auch das wird ihnen helfen, Vorgesetzter zu sein.

Text und Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

550mal Leben




4
5
4
5
4
6
1
1
Die Signale der Notsender werden vom jeweiligen Rettungssatelliten als Information über die Position des Unfallortes an die Bodenstation weitergeleitet.
Deren Besatzung benachrichtigt die in Frage kommenden nationalen Rettungsdienste über die Koordinationszentren, welche die notwendigen Hilfsmaßnahmen zur Bergung der Verunglückten mit Hilfe von Schiffen und Flugzeugen einleiten.
1 Havariestelle/Notfunksender
2, 3 Rettungssatellit
4 Bodenstation
5 Leit- und Koordinationszentrum
6 Station des Rettungsdienstes

550mal Leben

9. September 1982. Auf der Suche nach seinem vierundzwanzigjährigen Sohn Jim, der seit gut sechs Wochen in den Rocky Mountains vermißt wird, steuert der kanadische Pilot George Heemskeerk mit zwei Beobachtern seine Cessna 172 dicht über die Wipfel des Tannenwaldes im kanadischen Felsengebirge. Im Bestreben, während der Suche so tief wie möglich herunterzugehen, passiert es. Das Fahrwerk streift die Baumkronen, und Flugzeug samt Besatzung stürzen in die Tiefe.

Automatisch schaltet sich der Notsender des kleinen Hochdeckers ein und funkt SOS auf der Frequenz 121,5 MHz in den Äther. Es ist 11.00 Uhr.

Vier Stunden später beginnt der kanadische Luftrettungsdienst die inzwischen als vermißt gemeldete Maschine zu suchen. Daran beteiligen sich auch Privatflieger und eine speziell für die Suche mit elektronischen Geräten ausgerüstete Transportmaschine. Weitere Stunden verstreichen erfolglos. Der Wald scheint die drei Kanadier geschluckt zu haben. Auch das Ditt-ditt-ditt-da-da-da-ditt-ditt-ditt des Notsenders erreicht die Suchenden nicht, weil die Station nur eine geringe Leistung besitzt. Da erinnert man sich des noch in der Erprobungsphase befindlichen internationalen KOSPAS/SARSAT-Satellitensystems, mit welchem mittels Fernortung das Auffinden verunglückter der Erde empfing Kosmos 1383 die schwachen Signale auf den festgelegten Notfrequenzen und übermittelte diese an die Bodenstationen. Bei diesen Versuchen wurde eine große Genauigkeit bei der Bestimmung der Kontrollpositionen – der angenommenen Unfallpositionen – erreicht.

Die exakte Bestimmung des Unfallortes und seine schnelle Übermittlung erhöhen die Rettungschancen erheblich. Beides ist so für die schnelle Einleitung und Durchführung der Such- und Rettungsaktion nationaler Rettungsdienste im Suchgebiet von außerordentlicher Bedeutung. Denn das Suchgebiet wird speziell in der Seeschiffahrt um so kleiner sein, je schneller und genauer der Unfallort er- und übermittelt wurde.

Im Durchschnitt ist täglich ein Schiffsuntergang zu verzeichnen. Nach Angaben der Versicherungsgesellschaft Lloyd sind im Zeitraum von 1971 bis 1980 3764 Seefahrzeuge gesunken und davon 60 spurlos verschwunden (Fischkutter, Küstenfahrzeuge und Yachten unter 100 BRT nicht mitgezählt). Erfahrungswerte besagen, daß die Aussichten auf Rettung 50 Prozent betragen, wenn die Hilfe innerhalb von acht Stunden erfolgt. Sie verringern sich auf 10 Prozent, wenn erst zwei Tage nach dem Unglück die Rettungsaktion eingeleitet wird. Bei Verletzten rechnet man, daß sich die Überlebenschancen

Aus der Erfolgsbilanz des Systems KOSPAS/SARSAT:

10. 09. 1982: ein havariertes kanadisches Flugzeug geortet – drei Menschen gerettet.
25./26. 04. 1983: zwei 70 km vom Nordpol entfernt notgelandete amerikanische Flugzeuge entdeckt – alle fünf Insassen gerettet.
Dezember 1983: Notsignale einer 750 Seemeilen vor der USA-Westküste in Seenot geratenen Yacht aufgefangen – zwei kurz darauf gestartete Flugzeuge retteten den Schiffbrüchigen.
April 1984: bisher mehr als 150 Menschen nach Havarien gerettet – Mitteilung auf einem internationalen Symposium über die Nutzung von Satelliten zur Suche und Rettung in Not geratener Schiffe und Flugzeuge in Toulouse.
Mai 1985: die UdSSR, Schweden und Finnland nutzen künftig gemeinsam die Möglichkeiten des Systems KOSPAS/SARSAT in der Ostsee.
Juni 1985: Absturzstelle der „Air-India"-Maschine vor der irischen Küste in kürzester Frist ermittelt.
September 1985: amerikanische Motoryacht gerät im Pazifik in Seenot – zwei USA-Bürger gerettet; Satellitensystem hat bisher die Rettung von mehr als 500 Menschenleben ermöglicht.

reichen. Von Gebirgen und dergleichen natürlichen Hindernissen werden sie reflektiert. Via Weltraum stellen sich aber den elektromagnetischen Wellen der Notsender keine Hindernisse entgegen, und sie können so von der hochempfindlichen Empfangstechnik der Rettungssatelliten aufgenommen werden.

Zur Aufrechterhaltung des kosmischen Rettungssystems ist der gleichzeitige Einsatz von mindestens vier Satelliten mit ihrer hochempfindlichen Empfangs- und Sendetechnik notwendig. Bei der weiteren Vervollkommnung ist der Einsatz von je drei sowjetischen und amerikanischen Satelliten geplant.

Bis 1984 befanden sich gleichzeitig vier Rettungssatelliten im Einsatz und zwar: Kosmos 1383 (Start 30. Juni 1982), Kosmos 1447 und NOAA-8 (März 1983), Kosmos 1547 als langfristiger Ersatz für Kosmos 1383 (Juni 1984). Vier Wochen nach dem Start von Kosmos 1547 fiel der einzige amerikanische Satellit NOAA-8 aus, so daß die drei sowjetischen Satelliten das System weiter aufrechterhalten haben.

Im Notfällen vergingen beim Einsatz von Kosmos 1383 vom Sendebeginn der Notfunkbojen bis zum Empfang der Signale durch den Satelliten durchschnittlich nicht mehr als zwei Stunden. Damit wurde die Wirksamkeit der herkömmlichen Rettungssysteme weit übertroffen.

Schiffe und Flugzeuge in kürzester Zeit ermöglicht werden soll.

Der sowjetische Rettungssatellit Kosmos 1383, zu diesem Zeitpunkt der einzige seiner Art, wird aktiviert und empfängt auch gegen 1.00 Uhr am 10. September die ersten SOS-Rufe der automatischen Funkboje von der Cessna 172..

Ungefähr eine Stunde später wird dem kanadischen Luftrettungsdienst die Position des Absturzes der Cessna 172 – 50 km von der angenommenen Flugroute entfernt – übermittelt. In den frühen Morgenstunden des 10. September 1982 können die drei Verunglückten in den dichtbewaldeten Bergen der Rocky Mountains von einem Hubschrauber aufgenommen werden. Verletzt, aber gerettet.

Die Zeit vom Absturz bis zur Rettung betrug insgesamt nur 26 Stunden. So hat der erste Rettungssatellit Kosmos 1383 im Probebetrieb seine Funktionstüchtigkeit in einem echten Notfall unter Beweis gestellt. Eine neue Satellitengeneration hat ihre Bewährungsprobe bestanden.

Mit dem Start des sowjetischen Rettungssatelliten Kosmos 1383, der am 30. Juni 1982 auf seine 1000 Kilometer hohe polare Umlaufbahn gebracht worden war, hatte die praktische Erprobung dieses kosmischen Luft- und Seenotrettungssystems begonnen. Kontroll-Notsender strahlten dazu SOS-Rufe von vorher genau vermessenen Orten auf den Territorien der beteiligten Länder aus. Und trotz des starken Funkverkehrs auf nach 24 Stunden um 80 Prozent verringern. Extrem gefährdet sind im Wasser treibende Personen. Ohne Schutzbekleidung kann bei einer Wassertemperatur von 0° C der Tod durch Unterkühlung bereits nach ungefähr 15 bis 30 Minuten und bei 10° C in 1 bis 2 Stunden eintreten. Die Wassertemperatur an unserer Ostseeküste erreicht beispielsweise in sechs Monaten des Jahres keine 10° C. Darum ist es äußerst wichtig, im Wasser treibende Personen schnellstmöglich zu finden, um sie erfolgreich bergen zu können.

KOSPAS bedeutet Kosmitscheskaja Sistema Poiska Avarijnich Sudov i Samoljotow (kosmisches System zur Ortung von havarierten Schiffen und Flugzeugen) untersteht dem sowjetischen Ministerium für Seeflotte (Morflot).
***SARSAT** ist die Kurzbezeichnung für **S**earch **a**nd **R**escue **Sa**tellite **A**ided **T**racking (Suche und Rettung mittels Satellitenbahnverfolgung). Für dieses System zeichnen die Nationale Luft- und Raumfahrtbehörde der USA (NASA), das kanadische Nachrichtenministerium (DOC) und die französische Zentrale der Nationalen Luft- und Raumfahrtbehörde (CNES) verantwortlich.*
Inzwischen haben sich Bulgarien, Finnland, Großbritannien, Norwegen, Schweden sowie internationale Organisationen dem System angeschlossen, und der Antrag weiterer Länder zur Aufnahme als Systemmitglied ist zu erwarten.

Man unterscheidet auf Schiffen den Seenotortungssender (auch als tragbare Station nutzbar und schwimmfähig) und die Seenotfunkboje. Letztere ist eine an Oberdeck befestigte Boje, die bei sinkendem Schiff automatisch aufschwimmt und zu senden beginnt. Die in der Luft- und Seefahrt genutzten Notfunkbojen senden 48 Stunden lang alle 50 Sekunden den SOS-Ruf und dazu einen Code, wodurch das Satelliten-Rettungssystem in der Lage ist, die Nationalität und den Typ des Schiffes oder Flugzeuges zu bestimmen.

An Bord von Schiffen und Flugzeugen installierte Notfunksender arbeiten auf den Notfrequenzen 121,5 MHz bzw. 406,1 MHz, also im UKW-Bereich.

Die Abweichung bei der Bestimmung des Unfallortes lag bisher bei 121,5 MHz-Sendern zwischen fünf bis zehn Seemeilen (1 sm = 1852 m) und bei 406,1 MHz-Sendern bei 2–3 Seemeilen. Mit konventionellen Mitteln der Nachrichtentechnik war ein genaues Einpeilen der Notsender aus größerer Entfernung auch nicht möglich, weil diese nicht über eine ausreichende Leistung verfügten. Dazu kommt, daß sich die elektromagnetischen Ultrakurzwellen geradlinig ausbreiten und somit nur wenig über den optischen Horizont hinaus-

Gegenwärtig arbeiten drei sowjetische und zwei US-amerikanische Rettungssatelliten im Weltraum.

Auf der Nordhalbkugel der Erde sorgen acht Bodenstationen unter anderem in Archangelsk, San Francisco, Kodiak (Alaska) und Tromsø (Norwegen) für den sicheren Empfang der von den Satelliten ausgestrahlten Informationen.

Von hier aus werden die empfangenen Notrufe an die Leitzentren in Moskau, Toulouse (Frankreich), Ottawa (Kanada) oder Saint Louis (USA) weitergegeben. Danach werden die zuständige Institution des betreffenden Staates sowie der Such- und Rettungsdienst, der der Unglücksstelle am nächsten liegt, benachrichtigt. In den nächsten vier Jahren ist der Aufbau von weiteren Bodenstationen in Varna (Bulgarien) und Puerto Belgrano (Argentinien) vorgesehen, um die Rettungsaktionen via Satellit, die bisher fast ausschließlich auf der nördlichen Halbkugel erfolgten, auch auf der Südhalbkugel der Erde erfolgreich durchführen zu können.

So wird mit der technischen Vervollkommnung des internationalen KOSPAS-SARSAT-Satellitensystems sowie der geplanten Kooperation mit dem INMARSAT-Seefunk-Satellitensystem eine lückenlose Überwachung der Erde im Interesse der Sicherung menschlichen Lebens möglich sein und die Rettungschancen bei Havarien in der Luft und auf See beträchtlich steigern.

Text: Klaus-Dietrich Zehm
Illustration: Karl-Heinz Döring



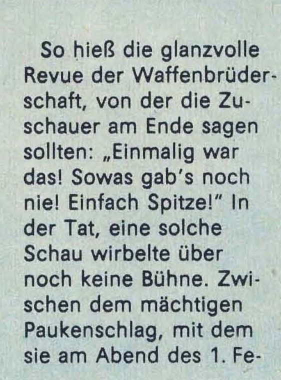
Es sollte etwas ganz Besonderes sein, das Geschenk der Waffenbrüder zum 30. Geburtstag unserer Nationalen Volksarmee. Nur vom Besten wurde ausgewählt, alles extra schön verpackt und von ganzem Herzen überreicht: Sänger, Tänzer und Musikanten aus Ensembles aller im Warschauer Vertrag vereinten Armeen hatten ihre Trumpfkarten gemischt und boten einen

GRAND MIT



Viel Beifall für das Künstlerensemble „Doina" der Streitkräfte der Sozialistischen Republik Rumänien
Unten: Umjubelt wie stets: die sowjetischen Tänzer

7



So hieß die glanzvolle Revue der Waffenbrüderschaft, von der die Zuschauer am Ende sagen sollten: „Einmalig war das! Sowas gab's noch nie! Einfach Spitze!" In der Tat, eine solche Schau wirbelte über noch keine Bühne. Zwischen dem mächtigen Paukenschlag, mit dem sie am Abend des 1. Februar begann, und dem stehend gespendeten Schlußapplaus lagen 140 Minuten, die gewiß keiner im Großen Saal des Palastes der Republik so schnell vergessen wird; nicht die Tausende Zuschauer, und schon gar nicht die sechshundert Mitwirkenden. Die Freunde vom Zentralen Ensemble für Lieder und Tänze der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, die bulgarischen, polnischen, ungarischen, tschechoslowakischen, rumänischen Waffenbrüder und natürlich auch – stellvertretend für das vieltausendköpfige Geburtstagskind – Künstler vom Erich-Weinert-Ensemble der NVA, sie alle ge-



meinsam banden einen riesigen, farbensprühenden Geburtstagsstrauß.

Auftakt: die unsterbliche „Kalinka". Sofort war Stimmung. Danach mitreißende Blasmusik aus dem Goldenen Prag, gefolgt von einem feurigen ungarischen Csárdás, dem sich weitschwingende rumänische Volksweisen anschlossen. Die Waffenbrüder entboten die Grüße ihrer Heimatländer. Ein schönes Zeichen waffenbrüderlichen Verbundenseins dann, als Schulter an Schulter die Soldaten der Sowjetarmee, der Polnischen Armee und der Nationalen Volksarmee das alte Kampflied „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit" anstimmten.

Gemeinsamkeit – dies war das stärkste Erlebnis dieses Abends. Sie fand stimmgewaltigen Ausdruck, als Sänger aller Ensembles das neue Lied „Gemeinsam geht's voran" sangen. Gemeinsam auch wurde im begleitenden sinfonischen Orchester musiziert; Musiker der NVA und der Sowjetarmee gehörten ihm an. Gemeinsam wirbelten die Ballettkünstler aller sieben Armee-Ensembles über die Bühne und entboten ein „Will-

GRAND MIT 7



Links: Die Tänzerin Ludmilla Saluschnaja aus Kiew
Grüße aus dem Goldenen Prag entboten die Angehörigen des Ensembles der Tschechoslowakischen Volksarmee „Vit Nejedly"

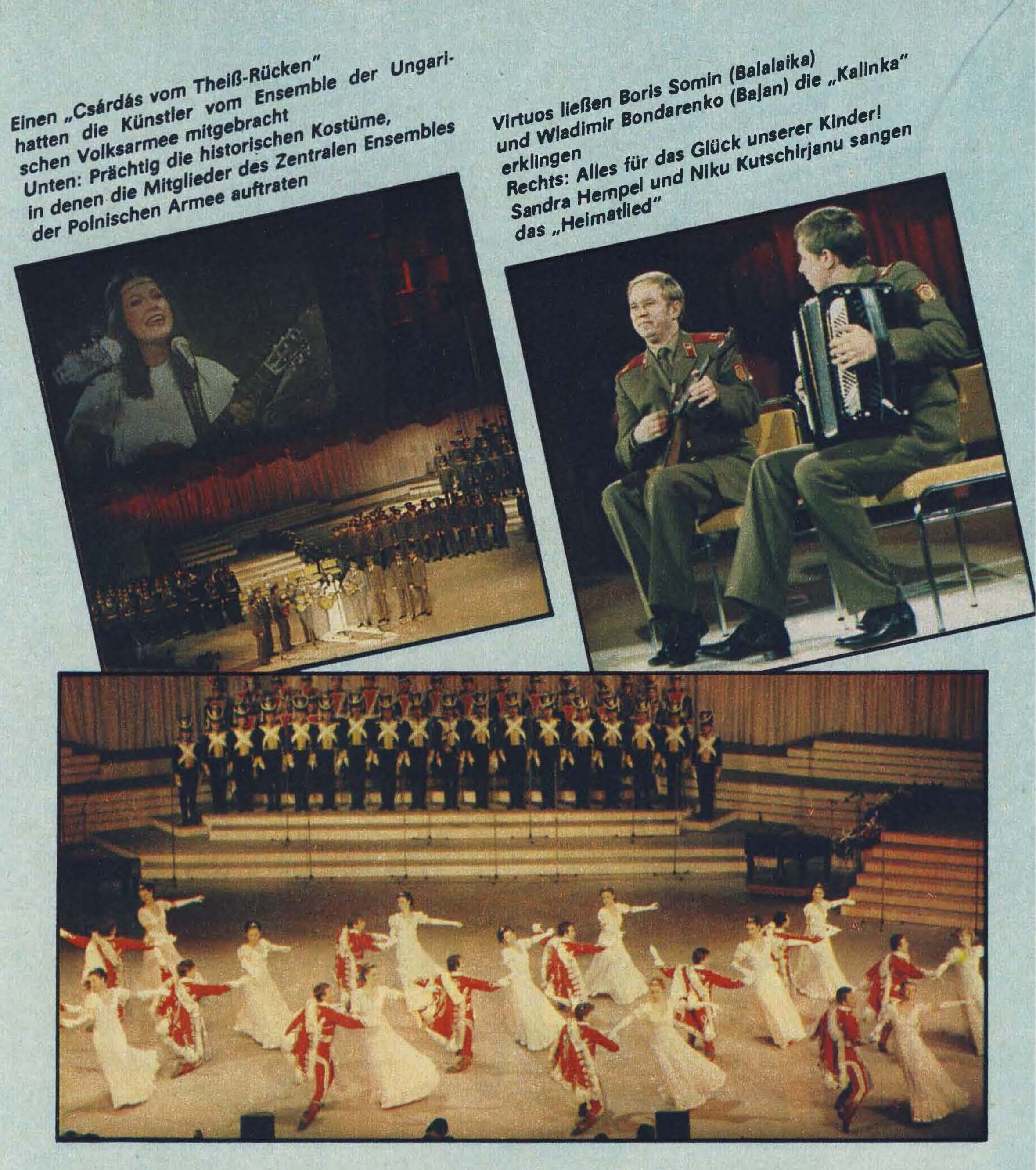
Eine Augenweide ist der Tanz der Künstler vom Zentralen Ensemble der Polnischen Armee.
Unten: „Balkan, du unsere Heimat" – Sänger vom Zentralen Ensemble der Bulgarischen Volksarmee

kommen, Freunde!". Gemeinsam schließlich sangen polnische Soldaten mit ihren sowjetischen Waffengefährten den „Marsch des I. Korps", jenes legendären Verbandes, der an der Seite der Roten Armee für die Befreiung Polens gekämpft hatte. Welchen Traditionen unser sozialistisches Waffenbündnis verpflichtet ist, aus welchen Quellen es seine Schlagkraft und Unzerstörbarkeit bezieht – hier wurde es auf eindrucksvolle künstlerische Weise deutlich.

Doch nicht nur mit alten und neuen Soldaten- und Kampfliedern, nicht nur mit getanzter und gesungener Folklore warteten die Gratulanten auf. Auch Kostbares aus dem klassischen Erbe der sieben Länder wurde meisterlich dargeboten. Die ungarischen Genossen schlugen wahrhaftig Feuer aus ihren Instrumenten, als sie die „Ungarische Rhapsodie Nr. 2" von Franz Liszt aufrauschen ließen. In einer Wolke aus reinstem Weiß tanzten polnische Ballettsolisten einen Walzer von Frederic Chopin. Und dann hätte man die berühmte Stecknadel fallen hören können in dem Riesensaal: ganz allein, nur mit der Gestaltungskraft seiner imposanten Baßstimme sang Barsek Tumanjan vom Alexandrow-Ensemble die Arie des Feldmarschalls Kutusow aus Pro-

Einen „Csárdás vom Theiß-Rücken" hatten die Künstler vom Ensemble der Ungarischen Volksarmee mitgebracht
Unten: Prächtig die historischen Kostüme, in denen die Mitglieder des Zentralen Ensembles der Polnischen Armee auftraten

Virtuos ließen Boris Somin (Balalaika) und Wladimir Bondarenko (Bajan) die „Kalinka" erklingen
Rechts: Alles für das Glück unserer Kinder! Sandra Hempel und Niku Kutschirjanu sangen das „Heimatlied"



kofjews Oper „Krieg und Frieden". In den Nationalfarben rot und weiß strahlten die Kostüme, in denen die polnischen Freunde eine schwungvolle Mazurka tanzten. Unsere rumänischen Waffenbrüder brillierten mit exzellenter Musizierkunst auf der Panflöte, auf Geigen und Zymbal. Die Tanzkleider der rumänischen Mädchen überboten sich schier in ihren prachtvollen Stickereien. Die bulgarischen Sänger und Tänzer begeisterten mit einer Delikatesse für Auge und Ohr. Und dies ein bewegender Augenblick: Genossen in den Uniformen der Nationalen Volksarmee und der Sowjetarmee sangen gemeinsam in deutscher Sprache den Freiheits-Chor von Georg Friedrich Händel und danach in russisch den Schlußchor aus der Oper „Iwan Sussanin" von Michail Iwanowitsch Glinka. Als der letzte Ton verhallt war, meinte man die Stille im Saal zu fühlen. Dann prasselte der Beifall los. Er galt den Verteidigern des Friedens und der Menschlichkeit, bei denen auch die Künste in guten, schützenden Händen sind.

Zwei Kinder traten ins Scheinwerferlicht, Sandra Hempel aus der DDR und Niku Kutschirjanu aus der UdSSR. Mit ihren zarten, frischen Stimmen sangen sie, ein jedes in seiner Sprache, das „Hei-



matlied" von Schostakowitsch. Dafür sind unsere Bruderarmeen angetreten, sind bereit und entschlossen, den kostbarsten Besitz der Menschheit zu verteidigen – die Kinder der Welt, die Zukunft der Welt.

Dieser alles umspannende Gedanke fand in bewegenden Worten Ausdruck, geschrieben von der Dichterin Gisela Steineckert, gesprochen von der verehrungswürdigen Schauspielerin Mathilde Danegger, gewidmet „Denen, die unsere Kinder wahren". Darin die Zeile: „Lebt so, daß ihr den Frieden uns für alle Zeit erhaltet."

Den Frieden zu erhalten, den Krieg schon im Frieden zu besiegen, dafür kämpfen, dafür mühen sich die Generationen von Soldaten unserer Nationalen Volksarmee seit mehr als drei Jahrzehnten, zuverlässig, freundschaftlich und vertrauensvoll verbunden mit ihren Waffenbrüdern in den sechs anderen Armeen des Warschauer Vertrages. Dieses Fest der Lebensfreude, des kämpferischen Optimismus und der Freundschaft war ein schöner Beweis dafür.

GRAND MIT 7

Text: Karin Matthées
Bild: Wolfgang Fröbus


2011

Flugdienst mit Gheorghită



Wohl in keinem Beruf kann heute jemand auf den Rat, auf die Erfahrung der älteren Generation verzichten. Viel zu umfassend sind die Dinge, die auf den Lernenden einstürmen. Viel zu umfangreich ist das inzwischen angesammelte Wissen, als daß jeder alles neu erfahren könnte. Die Zeit würde dafür niemals ausreichen. Ganz besonders gilt das für den Beruf des Militärfliegers.

Den Himmel der sozialistischen Heimat schützen. Sicher den Kampfauftrag erfüllen. Was steckt nicht alles hinter diesen beiden kurzen Sätzen? Rund sechzig Menschen arbeiten am Erdboden, damit der Flugzeugführer seine wichtige Friedensaufgabe erfüllen kann. Doch nach wie vor werden die kompliziertesten Anforderungen an den Piloten, der die moderne Technik beherrschen muß, gestellt. Er verfügt bereits über ein hohes Maß an Wissen und Können, bevor er erstmals im Alleinflug aufsteigen darf. Viele ältere Genossen haben ihm ihre Erfahrungen vermittelt. Von einem ganz besonderen Fall dieser Weitergabe an Wissen und Erfahrung berichtet Oberstleutnant Ion Iuga von unserer Bruderzeitschrift „Viața militară".

Im Abstand von wenigen Sekunden näherten sich mehrere Flugzeuge der Landepiste. Ruhig klang die Stimme des Flugleiters, der über Funk Anweisungen gab.

„Sehr gut 789!" „Normales Programm 830!" „730 – ich gestatte den Steigflug, Wind fünf Meter pro Sekunde von rechts!" „Landung ist erlaubt 790!"

Die Maschine 790 setzte auf. Deutlich war der Stern am Heck mit den blau-gelb-roten Landesfarben zu erkennen. Das Flugzeug rollte zur Abstellinie. Aus der Kabine kletterte der Pilot, langsam und bedächtig. Zum letztenmal.

Seitlich waren die Genossen angetreten. Schließlich handelte es sich um den letzten Flug von Oberst Costică Gheorghiță. Feierliches Zeremoniell. Blumen. Umarmungen.

Der Oberst war aufgeregt wie bei seinem allerersten Flug vor mehr als dreißig Jahren. Vielleicht dachte er daran, was die nächsten Monate, Jahre bringen werden. Noch wollte er seine Erfahrungen den Jüngeren weitervermitteln, wollte mithelfen. Im Verband der Kommunistischen Jugend und in der Sportorganisation zum Beispiel bei der Erziehung künftiger Militärflieger. Und auf einen der jüngsten Flugzeugführer seines Geschwaders wartete er nun mit Ungeduld. Der Leutnant war kurz nach ihm gestartet, mußte nun also bald landen. Ob er die Aufgabe gut oder sehr gut erfüllt hat?

Oberst Gheorghiță wußte genau: Der junge Offizier hatte schon von frühester Kindheit an den Wunsch gehabt, Flieger zu werden. Alle Jahre bisher hatte er in der Nähe des Flugplatzes gelebt, gehörte als Schuljunge bereits mehr oder weniger zum Geschwader. Zielstrebig hatte er sich auch beim Segelfliegen in Petroșani und Strejnice auf den künftigen Beruf vorbereitet.

Oberst Costică Gheorghiță erinnerte sich an viele Episoden, an Stunden der Bewährung an der Seite der sowjetischen, bulgarischen und ungarischen Waffenbrüder, mit denen er gemeinsam den Himmel an der Südflanke des Warschauer Vertrages geschützt hatte.

Welch prächtige Menschen gab es auch in seinem Truppenteil. Ein wenig stolz war Costică in diesem Augenblick, daß er viele dieser Genossen miterzogen hat.

Doch am meisten freute er sich über den Erfolg des Leutnants, der inzwischen gelandet war. Wer wollte ihm das auch verübeln? Gab dieser doch die Gewähr, daß im Geschwader weiterhin ein Gheorghiță am Flugdienst teilnimmt – Leutnant Ion Gheorghiță. Und sicher wird auch der Sohn alles daransetzen, um seinen Beitrag für die Sicherung des Friedens und des sozialistischen Aufbaus zu leisten.

Bild: Viața militară







SFL auf Selbstfahrender Fähre
Bild: Wolfgang Fröbus



ar Preisausschreiben

Salut zum 40.!

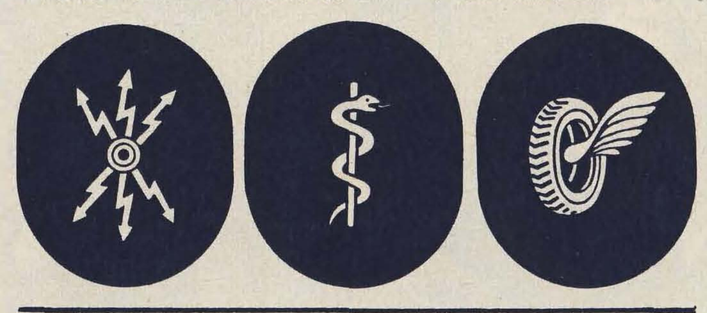
In wenigen Wochen feiern die Grenztruppen der DDR ihr rundes Jubiläum. Sie, die seit 40 Jahren unsere Landesgrenzen von der Lübecker Bucht bis zur Plauener Pforte, von Auenblick im Kreis Görlitz bis Spahl bei Bad Salzungen pausenlos behüten, leisten damit ihren guten Beitrag für den Schutz der sozialistischen Völkerfamilie und des Friedens. Eine alte Weisheit: Das Land ist so sicher, wie der Soldat es schützt – jedes Stückchen der über 2800 Kilometer sich erstreckenden Staatsgrenze unserer Republik. Ihr neunter Teil weist zur See. **Doch wie lang ist sie zur BRD? Und wieviel Grenzkilometer umgeben das Territorium von Westberlin?**



An der Wiege unserer Grenztruppen hat die Sowjetarmee Pate gestanden. Nach einem Erlaß der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) wurden im November 1946 in den fünf Ländern der sowjetischen Besatzungszone Grenzpolizeieinheiten aufgestellt.

Denn an der damaligen Demarkationslinie zu den Westzonen, die immer deutlicher zum Trennstrich zwischen gesellschaftlichem Fortschritt und bürgerlicher Reaktion wurde, mußte Schädlingen das Handwerk gelegt werden. Der Aufbau einer wahrhaft antifaschistisch-demokratischen Grenzpolizei war deshalb bald vollzogen. **Mit welchem Tag im Dezember 1946?**
Kommunisten, bewährte Antifaschisten und junge Produktionsarbeiter kontrollierten Schulter an Schulter mit sowjetischen Genossen die Grenzen unseres Territoriums und übernahmen deren reiche Kampferfahrungen. **Bis wann währte dieser gemeinsame Schutz unserer Staatsgrenze: a) bis Ende 1949, b) bis 1950 oder c) bis 1955?**
Schwer war der Anfang. Die Grenzpolizisten – durchweg Freiwillige – hatten die erforderlichen Dienstkenntnisse für eine stabile Grenzsicherung vorwiegend in der täglichen Praxis zu erwerben. Die Handfeuerwaffen mußten noch von Posten zu Posten übergeben werden, es fehlten Transportmittel und Gemeinschaftsunterkünfte. Zum Schutz der damals 2236 Kilometer messenden Landesgrenze wurden zunächst rund 2500 Mann eingesetzt, und eine Grenzstreife hatte einen ziemlich großen Abschnitt zu überwachen. **Wieviel Kilometer mußte eine Streife damals kontrollieren: a) 3 bis 5, b) 6 bis 15 oder c) 15 bis 20?**
Seit jeher nimmt bei unseren Grenzsoldaten intensives Lernen den ersten Platz ein: in Ausbildungsregimentern, an der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg", in den Einheiten. Und an der Unteroffiziersschule „Egon Schultz". Hier werden Unteroffiziere für allgemeine und spezialfachliche Verwendungen – siehe unsere Ärmelabzeichen-Auswahl! – ausgebildet. **Benennen Sie korrekt mindestens zwei Dienstlaufbahnen!**

Benennen Sie korrekt mindestens zwei Dienstlaufbahnen!



Dank ihrer vorbildlichen Leistungen im Ernst-Thälmann-Aufgebot errangen 229 FDJ-Grundorganisationen der Grenztruppen ein Rotes Ehrenbanner. Und weil unsere Grenzer wissen, daß keine Stunde ihres verantwortungsvollen Dienstes Laxheit oder Mittelmaß erlaubt, stellen sie sich dem Kampf um den Bestentitel. **Welche der drei abgebildeten Auszeichnungen ist das Bestenabzeichen der Grenztruppen der DDR?**

*

7 Fragen warten auf Ihre Antwort, und mit mindestens 5 richtigen gelangt Ihre Lösung – auf einer Postkarte an **Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46130, Berlin, 1055; Kennwort: Salut zum 40.!** – in Fortunas Kartenkorb. **1 × 150, 1 × 100, 2 × 75, 4 × 50 und 5 × 25 Mark** harren ihrer Gewinner.
Einsendeschluß: 10. 11. 1986 (Datum des Poststempels)

Idee: Oberstleutnant a. D. Rudi Grollich
Bild: Archiv







◀ a ▲ b c ▶

Welche der drei abgebildeten Auszeichnungen ist das Bestenabzeichen der Grenztruppen der DDR?

Preisausschreiben

ar

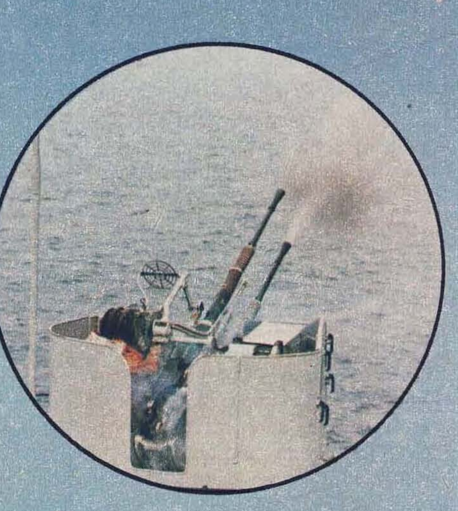


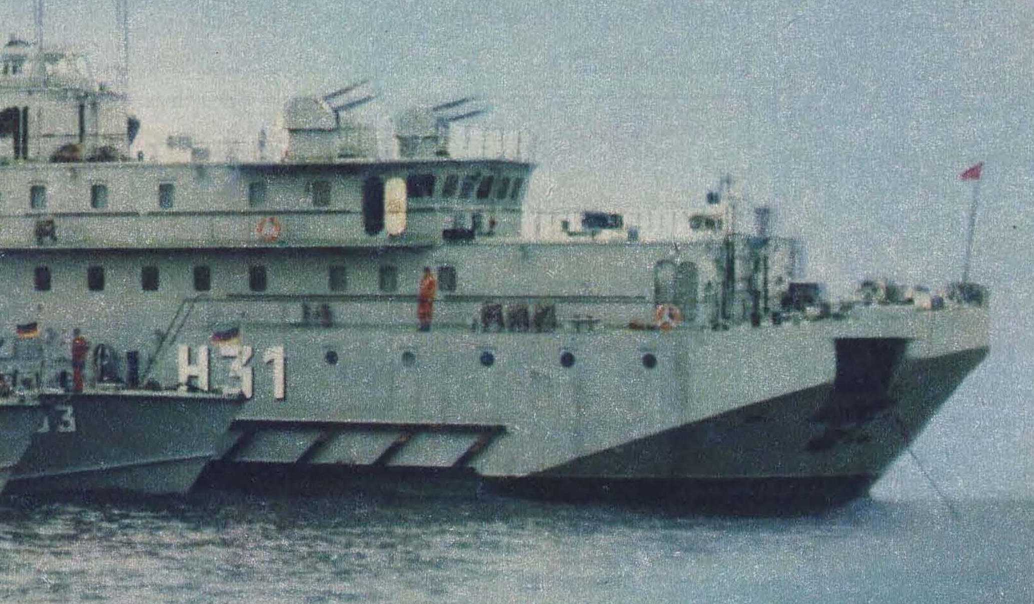


Seit etwa zwei Jahren bewährt sich in unserer Volksmarine ein neuer Schiffstyp. Er ist dort mit seinen rund 2 500 Tonnen Wasserverdrängung, etwa 90 Metern Länge und fast 30 Metern Höhe der derzeit „größte Pott". Meist wird er – der Kürze halber – als Wohnschiff bezeichnet.

Doch richtig, so die Genossen in Marineblau, trifft's das nicht. Auf ihrem schwimmenden Stützpunkt wird nämlich, nicht nur gewohnt. Er ist zugleich auch Kampfschiff und Versorger.







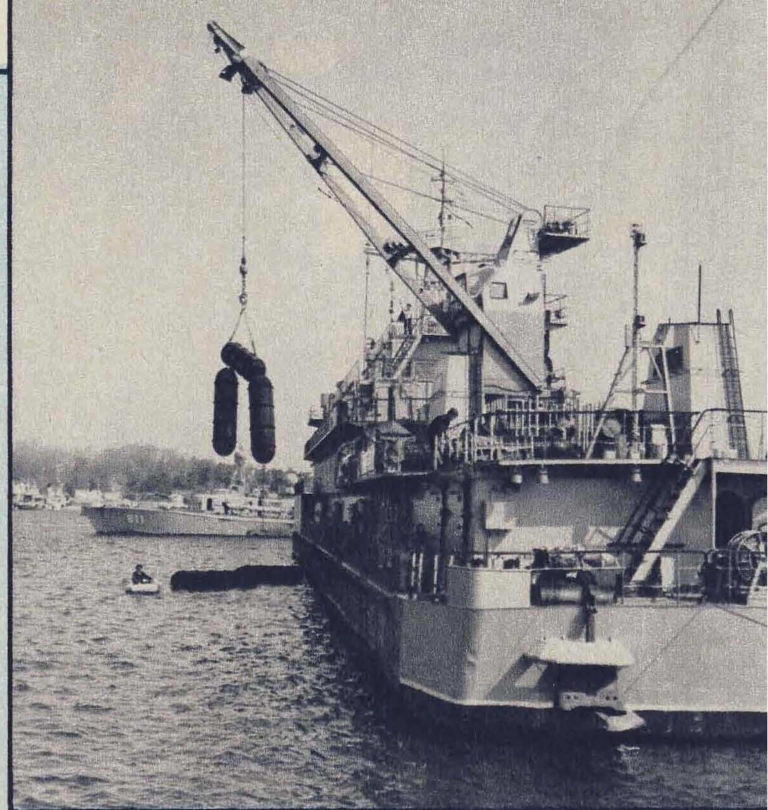
An Bord der „Harz" erlebten Major Bernd Schilling (Text) und Leutnant d. R. Manfred Uhlenhut (Bild) bei einer Fahrt in See diese wehrhafte, komfortable, vorsorgende

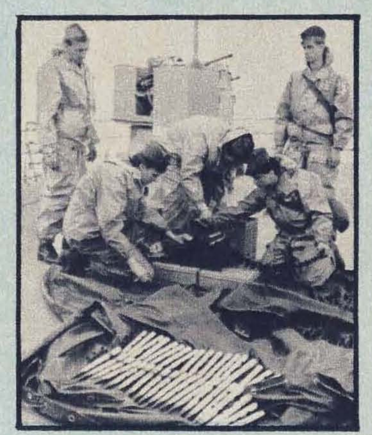
ARCHE der Matrosen



Wer sich unter einer Arche ein kastenförmiges Hausboot vorstellt – nichts anderes besagt ja der aus dem Lateinischen stammende Name –, der hat auch im Falle des neuen Wohnschiffs so etwa den Kern getroffen. Aber eben nur so etwa. Und wer dabei an die biblische Arche Noah denkt – also einen Kasten, gemacht aus Tannenholz, 300 Ellen lang, 50 Ellen weit und 30 Ellen hoch, mit Kammern, mit einem Fenster oben und drei Böden –, auch dem kann man bescheinigen, daß er so etwa auf dem richtigen Dampfer ist. Aber eben auch nur so etwa. Tatsächlich ist der schwimmende Stützpunkt ein von zwei Dieselmotoren angetriebenes, viergeschossiges Schiff mit hell und freundlich eingerichteten 2- bis 6-Mann-Kammern für mehr als 200 Angehörige der Volksmarine, mit mehr als 700 Tonnen Reserven an Dieselkraftstoff, unterschiedlichen Ölen, Trinkwasser, Verpflegung ... Und tatsächlich wird Tannenholz nur an einer Stelle massiert auffallen: in der Sauna. Was schließlich den „Kasten" betrifft – es wäre vermessen, angesichts der vor allem auf Zweckmäßigkeit bedachten Konturen des großen Potts zu sagen: Ein schnittiges Ding! Soll es auch gar nicht sein. Seine Hauptaufgabe ist es, im Hafen und auf See Tankstelle, Depot und Hotel in einem zu sein, Regenerator der Kampfkraft der Matrosen und ihrer Schiffe.

▶ *8 t hebt der Kran*
▼ *Beim Aufmunitionieren*







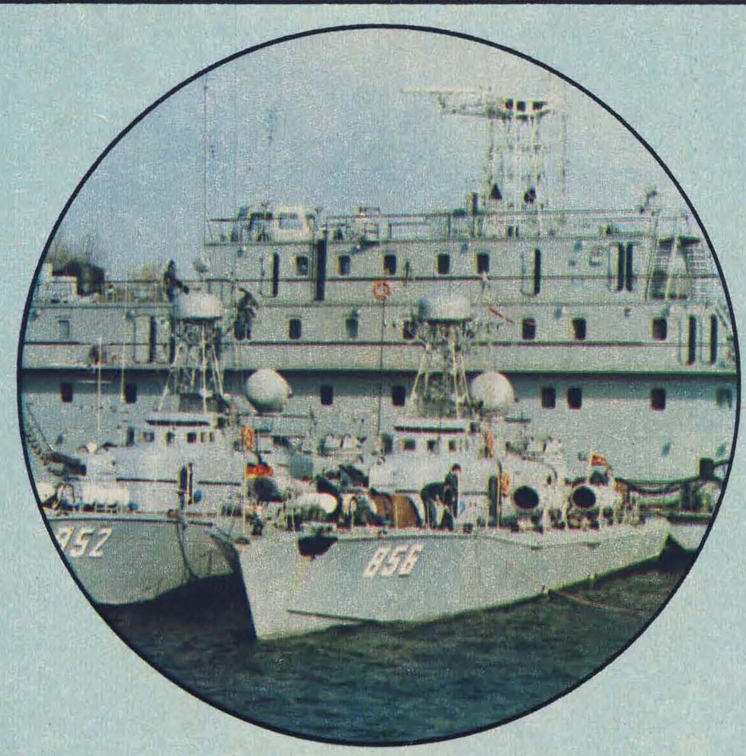


Lösch-/Entaktivierungsanlage

Mit Dieselkraft und „Segel"

Das Ausbildungsprogramm sieht eine Fahrt in See vor. In kürzester Zeit hat sich die „Harz" mit Strom, Wasser, Wärme und Nachrichtenverbindungen vom Land abzunabeln und zur Eigenversorgung überzugehen. Dann das Kommando an den Motorengefechtsabschnitt, den GA V: „Maschinen starten! Klar zum Manöver 12.55 Uhr!"

Die Besatzung demonstriert dutzendfach geübte Präzisionsarbeit mit hoher Konzentration. Die fällt mir vor allem am Kommandanten auf. Was Korvettenkapitän Klaus-Dieter Raschke nun befiehlt, muß ohne Verzögerung ausgeführt werden. Es muß! Jeder noch so kleine Verzug hätte in der engen Fahrrinne kolossale Auswirkungen.



Nach einer Kursänderung bietet das Schiff dem Wind die Breitseite. Der greift voll „in die Segel". „Nun liegt das Ruder mittschiffs, aber der Kahn fährt sonstwohin", sagt der Kommandant halblaut mehr zu sich selbst, als zu den anderen Genossen auf der Brücke. „Fährt bei jedem Wind anders!" – Der hohe Deckaufbau und der mit 2,5 m relativ geringe Tiefgang bringen ihn manches Mal ins Grübeln. Aber ansonsten läßt er auf sein Schiff nichts kommen.

Wenn die „Mine" springt ...

Als die „Harz" ein festgelegtes Seegebiet erreicht hat, wird für den Artilleriegefechtsabschnitt Alarm ausgelöst. Das heißt, es wird lebendig um die Fla-Raketenkomplexe zur Abwehr tieffliegender Luftziele und um die zwei 25-mm-Zwillingskanonen. Schießaufgaben mit den Rohrwaffen sind zu erfüllen, auf Luftziele und auf treibende Minen. Die Granatpatronen wurden bei Ausfahrt aus dem Hafen gegurtet, die Gurte in die Waffen eingelegt, die Gefechtsstationen besetzt. Aufregung ist jetzt trotzdem ein bißchen dabei, weil Artilleriemaat René Wosiek und seine Genossen diese Übungen zum ersten Mal schießen. Doch das Lampenfieber ist umsonst. Die automatischen Waffen bewähren sich erneut. Die Salven liegen deckend, lassen das kleine Luftziel nicht unversehrt aus dem Schußsektor. Anders als beim Schießen auf eine treibende „Mine". Eine Blechtonne wurde ausgesetzt, die nun auf Gegenkurs bekämpft werden muß. Hier zählen nur direkte Treffer. Stabsmatrose Uwe Meisinger muß die Bewegung des Schiffes im Wellengang ebenso beachten wie das Auf und Nieder des Zieles. Bald hat er das Gefühl dafür. Es schleudert die Tonne von der Wucht der treffenden Geschosse meterhoch aus dem Wasser, wieder und wieder – bis sie schließlich sinkt. Es gibt keine Probleme mit der Bewertung – eine glatte 1.

Die Männer aus der „Schmiede"

Viel öfter als die Artilleristen beim Schießen werden andere Genossen an Bord mit kritischen Wertungen bedacht. Mindestens viermal am Tage stehen die Leistungen der Köche zur Debatte. Kapitänleutnant Hans-Jürgen Vetter, ein 34jähriger gelernter Koch aus dem Interhotel „Halle", ist Chef über Kombüse, Bäckerei, Messen und Lebensmittellasten und all das, was unter rückwärtige Dienste zusammengefaßt wird.

Ich folge ihm zunächst in den „Keller". Unschwer zu erraten, was hier gemacht wird. Es duftet nach Gebratenem und Gebackenem. Hier wird für den Magenfahrplan dieses und des nächsten Seetages vorgesorgt. Ein großer Topf mit Brühe für eine Vorsuppe brodelt, Koteletts werden vorbereitet, eine Soße angerichtet, Kartoffeln gedämpft, Gemüse gegart, Aufschnitt zusammengestellt und – frischer Pflaumenkuchen aus den Backröhren gezogen. Nebenan, in der kleinen Bäckerei, warten die letzten 50 Brötchen im Regal darauf, von Maat Kunz in den elektrischen Ofen geschoben zu werden. Ein Komplexeinsatz, aber normaler Arbeitstag, nichts Außergewöhnliches. Oder doch? Noch nicht auf allen Schiffen ist es, wie auf ihrem, üblich, daß den Matrosen, Maaten, Fähnrichen und Offizieren in der Regel fünfmal in der Woche zu Mittag zwei Wahlessen angeboten werden. In guter Qualität selbstverständlich. Da muß man schon wirbeln. Doch die „Harz" ist gut dran. Einen Proviantmeister, also Küchenleiter, wie Mario Käding, Koch aus den gastronomischen Einrichtungen des Roten Rathauses in Berlin, einen Berufskoch wie den Stabsmatrosen Enrico Kaiser aus der Betriebsküche des Großtagebaues Welzow, einen Bäcker wie Maat Thomas Kunz aus dem Konsum-Backwarenkombinat Wismar und einen weiteren Koch wie den Obermatrosen Jens Leonhard aus dem Hotel „Neptun" in Warnemünde wird nicht jede Kombüse aufweisen können.

Sie haben in ihrer „Schmiede", wie sie sagen, auch beste materielle Voraussetzungen, Qualitätsessen auf die Back zu bringen:

moderne Elektroherde und Kippbratpfannen, Heißwasserkessel, Warmhaltewasserbecken und Universalküchenmaschinen. Mit Speiseaufzügen werden die Mahlzeiten sicher und rasch in die Messen befördert. In Reichweite haben die Köche alles, was für die Essenzubereitung erforderlich ist. Gemeint sind damit vor allem die Lasten (Räume) für Fleisch, Wurst, Brot, Gemüse, Obst, Konserven usw. „Sie sind größer als auf dem alten Stützpunkt", vergleicht Kapitänleutnant Vetter. „Tiefkühltruhen gab's dort überhaupt nicht. Das System der Kühlung beruhte im wesentlichen auf Lüftung und hatte natürlich seine Grenzen."



Bordschläfer-Urteil

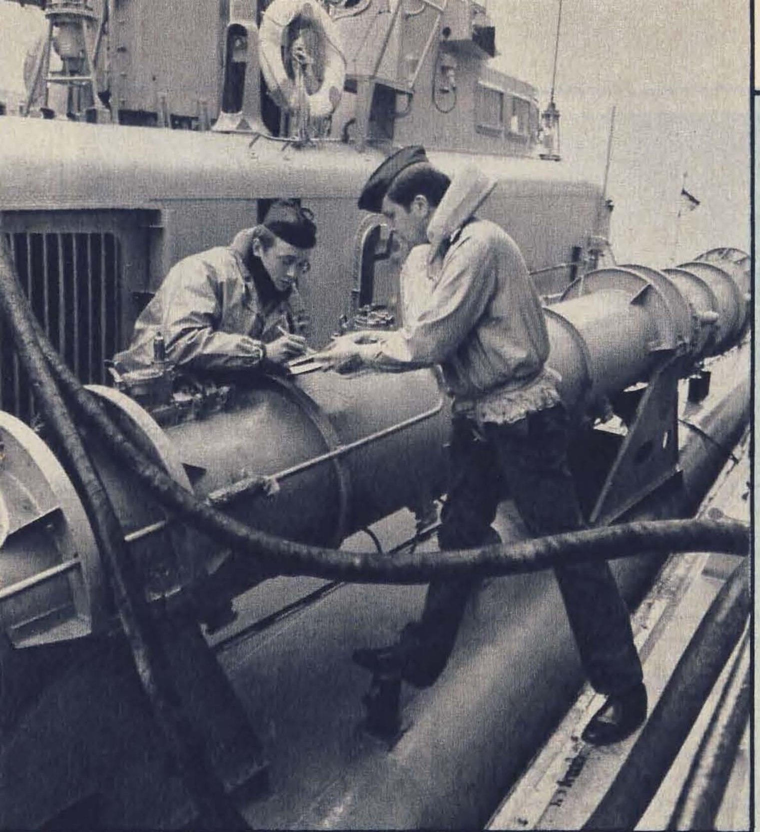
Der Offizier ist auch in einer anderen Hinsicht kompetenter Gesprächspartner. Er gehört zu den „Bordschläfern". Das bedeutet, seine Kammer ist für ihn zugleich das Zuhause, denn nicht alle Berufssoldaten – vor allem die ledigen – haben am Standort eine eigene Wohnung. Er weiß also mehr als mancher andere zu schätzen, was das Schiff an Komfort und Bequemlichkeit aufzuweisen hat. Seine Kammer ist hell und regelrecht gemütlich. Gemusterte, plastbeschichtete Wände, Einbauschränke mit Holzfurnier, Waschbecken, Spiegelschrank, Arbeitstisch, gepolsterte Sitzecke, Telefon (eins von 85 an Bord), Wechselsprechanlage (für alle Spezialisten) und Klimaanlage (im ganzen Schiff lassen sich zu jeder Jahreszeit 22 bis 23 Grad Celsius aufrechterhalten) – man kann sich wohlfühlen.

Verbesserte Dienst- und Lebensbedingungen der Matrosen, das heißt auch eine Wäscherei mit drei Waschautomaten, Trokken- und Bügelraum, Hobbyräume, Fotolabor, eine kleine Kantine, Sportmöglichkeiten (Reck, Barren, Tischtennis, Rundgewichte) an Oberdeck, Duschräume, Bordkino und -funk sowie Farbfernsehgeräte in allen Messen und Klubs, die zugleich Schulungsräume sind. Einer, der viele dieser Möglichkeiten nutzt, ist der Funker Obermatrose Ingo Häling. Beispielsweise Wäsche waschen. „Zu Hause geht Vater in Schichten arbeiten. Da habe ich auch schon selber gewaschen. Aber hier, an den Waschmaschinen, trifft man meistens nur dieselben. Schmutzwäsche nach Hause schicken scheint für viele doch bequemer zu sein!"

Tankstelle geöffnet!

Kurz nach 22 Uhr hat die „Harz" ihren Liegeplatz erreicht. Ankermanöver. Ruhe zieht ein, aber nur vorübergehend. Der schwimmende Stützpunkt wird nacheinander von Torpedo- und Raketenschnellbooten angelaufen. Für mehrere Stunden oder für die ganze Nacht – je nach ihren Gefechtsaufgaben – machen sie fest, und je nach der zur Verfügung stehenden Zeit wird das Wohnschiff Aufenthaltsort der Besatzungen oder nicht. Meist verlangen die militärischen Aufgaben von den Matrosen auf den Kampfschiffen zu bleiben. Zwischen den Kommandanten der Boote und ihren Vorgesetzten an Bord des Stützpunktes werden Informationen ausgetauscht, Lageänderungen besprochen, es werden neue Einsatzbefehle erteilt, erforderliche Reparaturen ausgeführt. Werkstatt und ein umfangreiches Ersatzteillager sind auf dem schwimmenden Depot vorhanden.

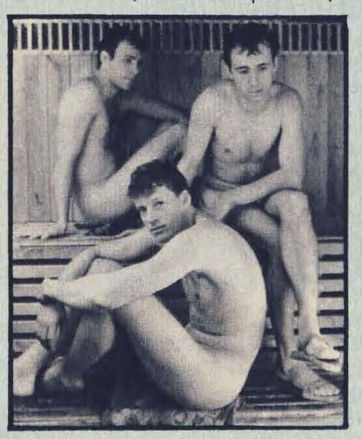
In so einer Nacht bleibt auch für Korvettenkapitän Hans-Jürgen Spitzner, den GA-V-Kommandeur, kaum Zeit zu ruhen. Mit dem Morgengrauen hat er seine „Tankstelle" zu öffnen. Die wendigen Kampfschiffe müssen volle Bunker haben, damit sie ihre Aufgaben in See erfüllen können. Dicke Schläuche werden vom Heck des Stützpunktes auf die im Päckchen liegenden Boote gezogen. Treibstoffübernahme. Dank der hohen Förderleistung der Pumpen ist diese Arbeit schnell vergessen. Die Boote legen ab. „Anker auf!" anschließend auch für die „Harz", und mit 8 Knoten geht es heimwärts. Die schnellste ist sie damit nicht, aber die Maschinenleistung ist so projektiert, daß das Schiff zügig seinen Standort wechseln und an unterschiedlichen Stellen gedeckt un-



◀ *Treibstoffübergabe*

rem schwimmenden Stützpunkt sicherzustellen", erzählt er. „Als wir dort in den wirklich nicht sehr großen Hafen einlaufen wollten, schickten uns die Freunde drei Schlepper entgegen. Sie sollten uns bugsieren. Wer weiß, was die Genossen gedacht haben, als wir dankend ablehnten. Aber dann staunten sie nicht schlecht, als wir selbständig und durch den Querstrahlantrieb ohne Schwierigkeiten parallel am Pier anlegten."

Wieder an Land und angesichts des gegenüber vor Anker liegenden einzigen noch vorhandenen antriebslosen, alten Stützpunktes,

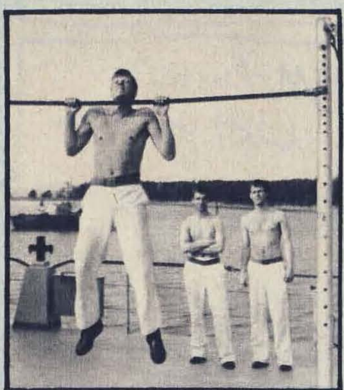


besinne ich mich auf das in vielen Gesprächen zum Ausdruck gekommene Gemeinsame. Oft hieß es, wenn es um die neue Qualität der „Harz" ging, das und das gab's auf dem alten Wohnschiff noch nicht, dort war es nicht so geräumig, Rohrleitungen verliefen offen durch's ganze Schiff ... So urteilten die älteren Genossen – nicht ohne Stolz auf das neue.

Die Jüngsten an Bord sehen das etwas anders. Die alte „Arche" hat sich mancher von ihnen auch mal näher angeguckt. Aber das verschafft ja bei weitem noch nicht solche bleibenden Eindrücke, als wenn man jahrelang darauf lebte. Die Jüngsten also nehmen das neue Schiff mit jener Selbstverständlichkeit in Besitz wie Kinder heutzutage Neubauwohnungen. Und das ist ja wohl ihr gutes Recht.



ter Land vor Anker gehen kann. Besonders beim An- und Ablegen, beim Manövrieren in engen Fahrwasserbereichen kommt der Besatzung zugute, daß die Konstrukteure und Erbauer von der Peenewerft in Wolgast viele gute Ideen in das Schiff investiert haben.



Auf der Stelle „Kehrt!"

Im Hafenbecken angekommen, wird mir z. B. klar, was eine Doppelruderanlage sowie ein Querstrahlantrieb im Bug bewirken. Das Schiff kann auf der Stelle drehen. Schiffslänge ist sozusagen gleich Wendekreisdurchmesser. Eine feine Sache. Der Kommandeur des Truppenteils, Kapitän zur See Uwe Buck, gibt gleich eine zum Anlegemanöver passende Episode zum besten. „Wir hatten den jüngsten Raketenschießabschnitt bei den sowjetischen Waffenbrüdern mit unse-

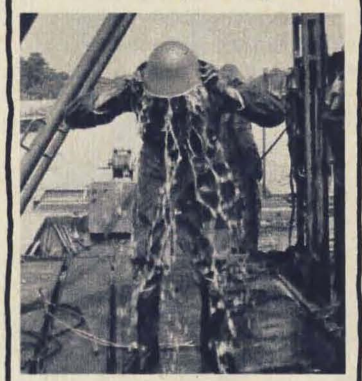




MM-MÄRCHENSTUNDE

Achtung, Schneewittchen! Das sind nicht die sieben Zwerge!

Erziehungs-Tip



Heute:
Wie übe ich Selbstkritik? Auch in dieser Hinsicht wird Einfallsreichtum den Vorgesetzten erfreuen. Also: Nicht nur immer Asche aufs Haupt, Genossen!

Wie wahr!

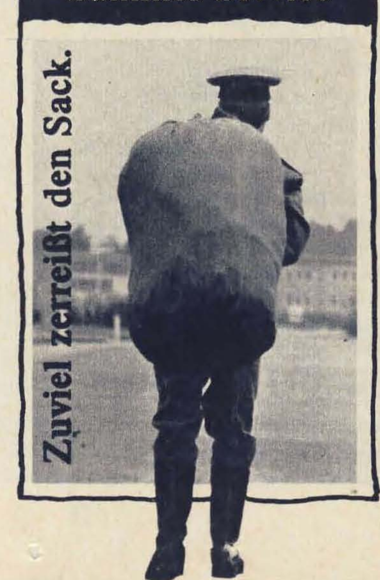
Verdammt seien alle die, die keinen Spaß verstehen, denn sie verstehen auch keinen Ernst!
Jean Paul

Nur für Männer!



Auch Sie können zum beneideten Mittelpunkt jeder Pop-Gymnastik werden, wenn Sie mindestens achtzehn Monate lang regelmäßig Frühsport treiben!

MM-Sprichwort-Sammel-Service



MM-Emma läßt grüßen



Und zwar alle duften Jungs vom dritten Diensthalbjahr, die nun bald nach Hause gehen! Tschüß und Küßchen drauf!

MM hat Beweise!



Über das MM lachen nicht nur die Hühner!

Science fiction bei MM



„Fertigmachen zur Nachtruhe!“

Im Med.-Punkt belauscht

„Na, geht's Ihnen wieder gut?“
„Gut nicht, aber besser.“
„Na, das ist doch gut, daß es nun wieder besser geht!“
„Aber es wäre besser, wenn es gut ginge!“

Neues vom Wettbewerb

Besser ein kluger Tadel als ein dummes Lob!

MM-Tip des Monats für die gepflegte Gemeinschaftsküche!

„Célerie“
Sellerie - Bouillon - Platten
von äusserstem Wohlgeschmack
und erprobter Kraftwirkung.
Delikatesse für Herren!
Dose Mark 3.00. — Anweisung liegt bei.

Militärisches Geheimnis!!!



Bettina ist immer noch nicht dahintergekommen, warum die Jungs sich manchmal bei der Ausbildung das Gesicht so doll anmalen müssen ...

Unter vier Augen



Kavalier zu sein ist niemals unmodern und immer möglich. Sehen Sie selbst, welche Freude schon ein bescheidenes Blümlein auslöst. Drum: Gehen Sie niemals zu einem Rendezvous ohne Blumen für die Dame Ihres Herzens. Der Lohn wird süße sein!

ÜBRIGENS:

Das Beste von allem
geht verloren, wenn man es
zuviel beredet.
Ernest Hemingway

Gedicht von der Befriedigung

Gehorchen wird jeder mit Genuß
den Frauen, den hochgeschätzten,
hingegen machen uns meist Verdruß
die sonstigen Vorgesetzten.

Nur wenn ein kleines Mißgeschick
betrifft den Treiber und Leiter,
dann fühlt man für den Augenblick
sich sehr befriedigt und heiter ...

Wilhelm Busch



KaMa und Co. sagen tschüß bis zum Nikolaustag!



Bild: Dietmar Franke

Der Spartacusaufstand

Die Gladiatorenschule des Leutulus Batiatus in Capua war in der römischen Republik allgemein bekannt. Sie bildete Sklaven als Gladiatoren für Schaukämpfe auf Leben und Tod in verschiedenen Städten, so auch in Rom, aus. Die Sklaven standen unter strengster Aufsicht, einige waren in Ketten gelegt. Jeder ihrer Schritte war genau vorgeschrieben, so daß sie wie im Gefängnis lebten.

Unter ihnen befand sich auch ein von den Römern bei einem Feldzug gefangengenommener großgewachsener Thraker, der durch ungewöhnliche Kühnheit und körperliche Stärke auffiel: Spartacus. Als Fechtlehrer gewann er, der nicht nur körperlich, sondern auch geistig seine Kameraden und Leidensgefährten weit überragte, einen bestimmten Einfluß. Mit rund 200 Verschworenen plante er im Jahre 74 v. u. Z. einen Ausbruch, der jedoch vorzeitig entdeckt wurde. So konnten nur 78 Sklaven mit Mühe entkommen. Sie verschanzten sich auf dem Vesuv.

Wegen ihres harten und freudlosen Lebens waren die Gladiatoren noch mehr als die anderen Sklaven bestrebt, sich von ihrem Joch zu befreien. Von den römischen Behörden kaum beachtet, verbreitete sich die Nachricht des Aufstandes in Kampanien unter den rechtlosen Sklaven sehr rasch. Gladiatoren und Landsklaven, einzeln oder in kleinen Trupps Entflohene schlugen sich zum Vesuv durch und schlossen sich der Bewegung an, die zur bedeutendsten Erhebung der Ausgebeuteten und Unterdrückten in der Antike überhaupt werden sollte.

Die von den Sklaven ausgehende Gefahr erkannten jetzt auch die Herrschenden in Rom. So beauftragte der römische Senat den Prätor C. Claudius Glaber, die Aufständischen zu vernichten. Claudius gelang es, den einzigen Zugang zum Vesuv zu versperren. Die Lage der wenigen hundert Sklaven war ernst. Ihnen stand eine 3000 Mann starke, gut ausgerüstete Legion gegenüber, und den einzigen Weg, über den allein ein Ausbruch möglich war, hatte Claudius besetzen lassen. Was also tun?

Spartacus, der „lieber durch das Eisen als durch den Hunger umkommen“ wollte, fand einen Ausweg. Die Aufständischen sollten in der Nacht auf in aller Eile selbstgefertigten Strickleitern vom Felsen herunterklettern. Spartacus ließ die Ranken wilder Weinstöcke einsammeln und daraus kunstgerecht Leitern flechten, an denen sich die Sklaven von den Felsen hinabließen. So in den Rücken des Gegners gelangt, beschloß der Gladiator, seinen Feind anzugreifen. Mutig und kampfentschlossen warfen sich die Sklaven auf die römischen Legionäre. Die Sklaven errangen einen vollen Erfolg. Spartacus und seiner Mannschaft gelang es, unter Ausnutzung des Überraschungsmomentes den überlegenen Gegner in die Flucht zu schlagen, sein Lager zu erobern und zahlreiche Waffen zu erbeuten.

Nun wurde das Heer des Spartacus immer stärker. Von allen Seiten strömten ihm Sklaven und freie landlose Bauern zu, auch Überläufer kamen.

Im Jahre 72 hatte der Sklavenaufstand bereits ganz Süditalien erfaßt, sich auf Norditalien ausgeweitet. Die Erhebung vereinigte inzwischen etwa 120000 Sklaven. Da traten die Meinungsverschiedenheiten über deren Ziel in ihrer Führung offen zutage. Spartacus wollte nach Norden ziehen, die Alpen überschreiten und danach die Sklaven in ihre Heimat schicken. Sein Anhänger Krixos dagegen identifizierte sich mit den Wünschen der einheimischen Verbündeten, der verelendeten und besitzlosen Bauern Süditaliens, die im Lande bleiben und ihre Forderungen, ermuntert durch die erfolgreichen Schlachten mit den Heeren mehrerer römischer Feldherren, nun mit Gewalt durchsetzen wollten. Infolge dieser verschiedenen Auffassungen trennte sich Krixos mit einer etwa 10000 Mann starken Abteilung von dem nach Norden ziehenden Spartacus.

Am Mons Garganus in Apulien, von einer konsularischen Armee gestellt, wurde Krixos besiegt und seine Gruppierung zerschlagen. Spartacus jedoch rückte nach einem schwierigen Übergang über den Apennin in Gallien ein. Jetzt war ganz Italien von Gallien bis zur bruttischen Halbinsel von dem Brand des Aufstandes erfaßt. Kein römisches Heer vermochte den Marsch der Sklaven aufzuhalten. Und nur mit großer Mühe fand der Senat im Herbst 72 einen geeigneten Oberbefehlshaber für den Feldzug gegen Spartacus. Mit der Übernahme dieses Postens durch den reichen Wucherer und Spekulanten Marcus Licinius Crassus begannen entschiedenere Maßnahmen gegen die Aufständischen. Er stellte neue Heere auf. Und durch die sogenannte Dezimierung (jeder zehnte Mann im Glied wurde getötet) brachte er diejenigen Truppen wieder zu Gehorsam, die nicht gegen die Sklaven kämpfen wollten.

In Mittelitalien wartete Crassus auf Spartacus, der seinen ursprünglichen Plan geändert hatte und dem



Kämpfende Gladiatoren

Gladiatoren-
helm

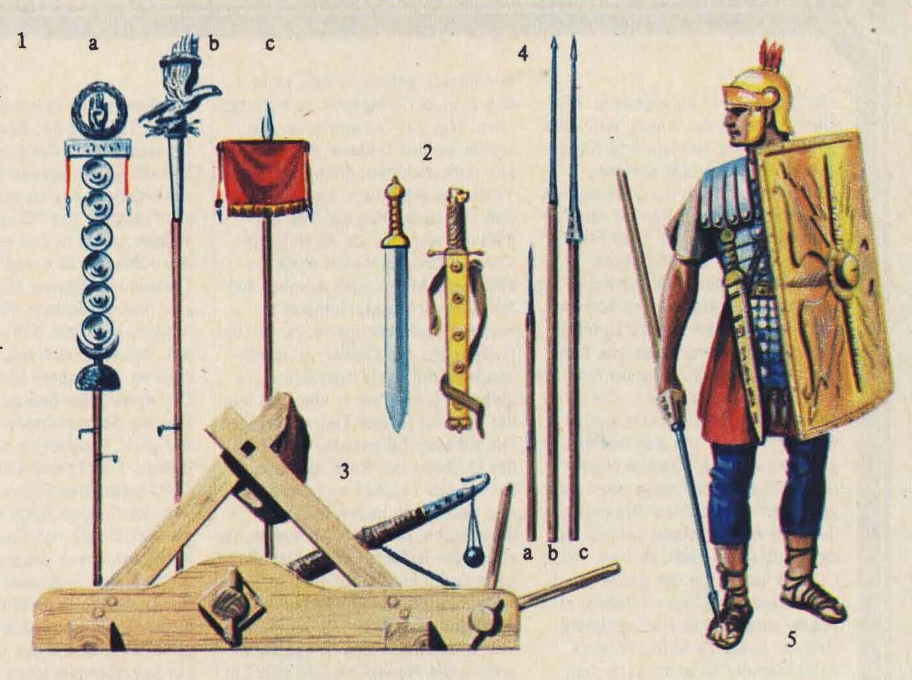
1 – Römische Feldzeichen
- a Stange mit Verzierungen – Manipel (takt. Grundeinheit des Fußvolkes)
- b Silberner Adler – Legion
- c Rotes Banner – Befehlshaber einer Armee

2 – Schwerter

3 – Steinschleuder

4 – Wurfspieße
- a Veles
- b leichtes Pilum
- c schweres Pilum

5 – römischer Legionär



römischen Heer entgegenzog. Das Überschreiten der Alpen hatte sich zum einen als zu schwierig für das 100 000-Mann-Lager erwiesen. Außerdem wurden die Sklaven von den wohlhabenden Bauern im Norden nicht unterstützt. Nun führte Spartacus also die Aufständischen nach Süden, um nach Sizilien überzusetzen und die Sklaven von dort auf dem Seewege in ihre Heimatländer zu bringen. Es gelang ihm auch, das Heer des Crassus beim ersten Treffen zu schlagen. Die Sklaven zogen nach Lucanien und von dort zum Meer, um den neuen Plan zu verwirklichen. Crassus folgte ihnen. Spartacus konnte relativ ungehindert nach Süden ziehen. Jedoch als er mit seinen Leuten auf der bruttischen Halbinsel war, ließ Crassus quer über die ganze Landenge einen gewaltigen Graben, eine Mauer und andere Hindernisse errichten. Dadurch hoffte er, eine Rückkehr der Sklaven nach dem Norden verhindern zu können. Spartacus befand sich in einer schwierigen Lage. Die sizilianischen Piraten, mit denen er die Überfahrt der Sklaven nach Sizilien vereinbart hatte, hielten ihr Versprechen nicht. Obwohl er alle den Sklaven zur Verfügung stehenden Mittel einsetzte (er ließ Flöße bauen, doch sie zerschellten im Sturm an den Klippen der Küste), gelang es ihm nicht, den Plan der Überfahrt zu verwirklichen. Um Zeit zu gewinnen, versuchte er, mit Crassus Verhandlungen aufzunehmen, doch auch dieses Vorhaben scheiterte. Und schließlich fiel auch noch ein Teil der Sklaven von ihm ab, da sich wiederum über die Marschroute verschiedene Meinungen erhoben hatten. Um nicht ausgehungert zu werden, beschloß Spartacus, die Befestigungen des Crassus zu durchbrechen und nach Brundisium zu ziehen. Nun wollte er von dort aus die Sklaven in ihre Heimat bringen. Die Sklaven füllten also ein Stück des Grabens mit Erde, Bäumen, Ästen, den Leichen von Gefangenen und Pferdekadavern. Dann durchbrach Spartacus im ersten Ansturm die Befestigungen. Der Weg nach Osten war damit frei. In Eilmärschen durchzog Spartacus Lukanien und Kalabrien. In der Nähe von Brundisium erhielt Spartacus jedoch die Nachricht, daß sich Lucullus mit einer anderen Armee von Osten nähere. Auch Crassus wußte davon und beschloß daraufhin, die Entscheidungsschlacht sofort zu wagen, um den Ruhm der Beendigung dieses bereits drei Jahre währenden Krieges nicht mit jemandem teilen zu müssen. So kam es noch im Jahre 71 zur letzten Auseinandersetzung zwischen den Römern und der Armee der Sklaven.

Die Truppen des Spartacus konnten dem Druck des nun auch zahlenmäßig überlegenen Heeres nicht widerstehen. Bei einem Gegenangriff kämpfte der Führer des Aufstandes selbst in den ersten Reihen der Schlacht. Er versuchte, bis zu Crassus und dessen Stab vorzudringen, was die Römer allerdings verhindern konnten. Schwer verwundet, wehrte er sich mit seinen engsten Anhängern bis zum Ende. Der moralische Schlag, den sein Tod der Sklavenarmee versetzte, war groß. Schließlich siegten die Römer. Sie rächten sich grausam. 6 000 gefangene Sklaven wurden von den Siegern längs der Via Appia, der Straße von Capua nach Rom, ans Kreuz genagelt.

Der Name Spartacus wurde schon in der Antike Symbol für den Kampf der Unterdrückten und Ausgebeuteten überhaupt und zugleich ein Schreckenszeichen für die Gegner. Die Wiederaufnahme des Namens durch die revolutionäre kommunistische Bewegung in Deutschland zu Beginn unseres Jahrhunderts war somit mehr als die Anknüpfung an eine nur noch vage erinnerliche Tradition.

Text: Major Ulrich Fink
Illustration: Heinz Rode



1. Feldzug (nach den Alpen)

2. Feldzug (zur Überfahrt nach Sizilien)

3. Feldzug (nach Brundisium)

Ungefährer Ort des Unterganges abgespaltener Teile des Heeres des Spartacus

Ungefährer Ort des Todes des Spartacus

Wichtigste Schlachtorte mit Jahresangabe



Bild: Manfred Uhlenhut

Schützenpanzerwagen PSH (VR Ungarn)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	7600 kg
Länge	5695 mm
Breite	2500 mm
Höhe	2308 mm
Bodenfreiheit	300 mm
Antrieb	1 wassergekühlter Vierzylinder-4-Takt-Dieselmotor
Leistung	73,55 kW bei 2300 U/min
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h
Wasserfahrt	9 km/h
Steigfähigkeit	30 Grad
Schräglage	25 Grad
Bewaffnung	1 Maschinengewehr 14,5 mm 1 Maschinengewehr 7,62 mm
zulässige Personenzahl	9

Der SPW PSH wird in der VR Ungarn und in der DDR als Aufklärungs- und Gefechtsfahrzeug eingesetzt. Das Fahrzeug besitzt ein Spill mit 40 kN Zugkraft. Zur Ausrüstung gehören außerdem zwei Nachtsichtgeräte für Fahrer und Kommandant, ein Funkgerät, eine Bordsprechanlage sowie ein Zielfernrohr.



Sturmgewehr G 41 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	5,56 mm × 45
Masse ohne Magazin	4100 g
m. 30-Schuß-Magazin	4600 g
Länge	997 mm
o. Schulterstütze	800 mm
Lauflänge	450 mm
Drallänge	178/305 mm
Theoret. Feuergeschwindigkeit	850–900 Schuß/min
Zieleinrichtung	offen
Visierlinie	566 mm

Das Sturmgewehr G 41 wird von der westdeutschen Waffenfirma Heckler & Koch hergestellt. Es wird mit zwei Drallängen (305/178 mm), fester (Bild) und einschiebbarer Schulterstütze und kurzem Lauf ausgeliefert. Das G 41 ist als Rückstoßlader konstruiert. Mit ihm können Einzel- und Dauerfeuer geschossen werden. Möglich ist auch die Abgabe von 3-Schuß-Feuerstößen.

AR 10/86 — TYPENBLATT — KRAFTFAHRZEUGE

Lastkraftwagen Steyr 12M18 (Österreich)



Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	6 500 kg
Nutzlast	5 000 kg
Anhängelast	10 000 kg
Länge	6 360 mm
Breite	2 500 mm
Bodenfreiheit	300 mm
Antrieb	1 Sechszylinder-4-Takt-Dieselmotor m. Turboladung
Leistung	130 kW bei 2 400 U/min
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h
kleinste Dauergeschwindigkeit	3,5 km/h
Watfähigkeit	800 mm
Reichweite	700 km
Wendekreisdurchmesser	15 m
Besatzung	2 plus 18 Mann

Der geländegängige allradgetriebene Lastkraftwagen dient zum Transport von Mannschaft und Gerät sowie zum Ziehen von Anhängelasten. Für eine optimale Geländegängigkeit können der Längsausgleich zwischen Vorder- und Hinterachse sowie beide Ausgleichgetriebe der Achsen gesperrt werden. Das Fahrzeug ist einzeln bereift. Es besitzt ein kippbares Frontlenkerfahrerhaus.

AR 10/86 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Verbindungs- und Transporthubschrauber Bell OH-58 „Kiowa" (USA)



Taktisch-technische Daten:

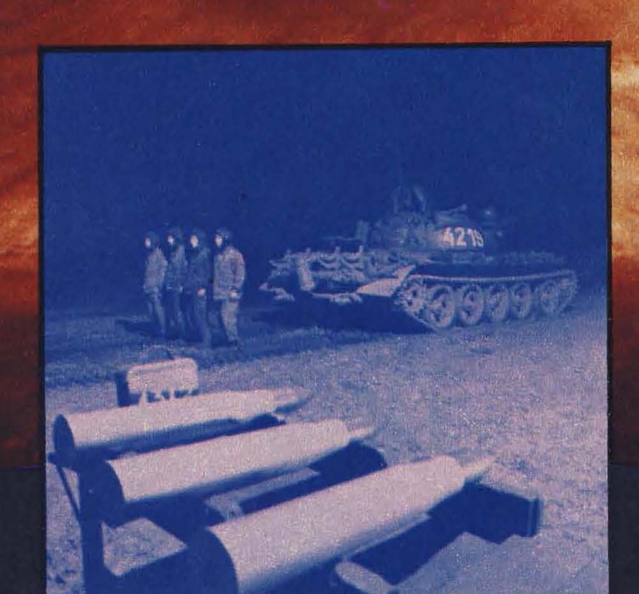
Abflugmasse maximal	1 450 kg
Zuladung maximal	391 kg
Länge	12,50 m
Höhe	2,91 m
Rotorkreisdurchmesser	10,77 m
Antrieb	1 Allison-Triebwerk 250-C20A
Leistung	233 kW
Höchstgeschwindigkeit	240 km/h
Reichweite maximal	423 km
Bewaffnung	1 sechsläufiges Revolvermaschinengewehr 7,62 mm M-134 „Minigun"
Passagiere	3

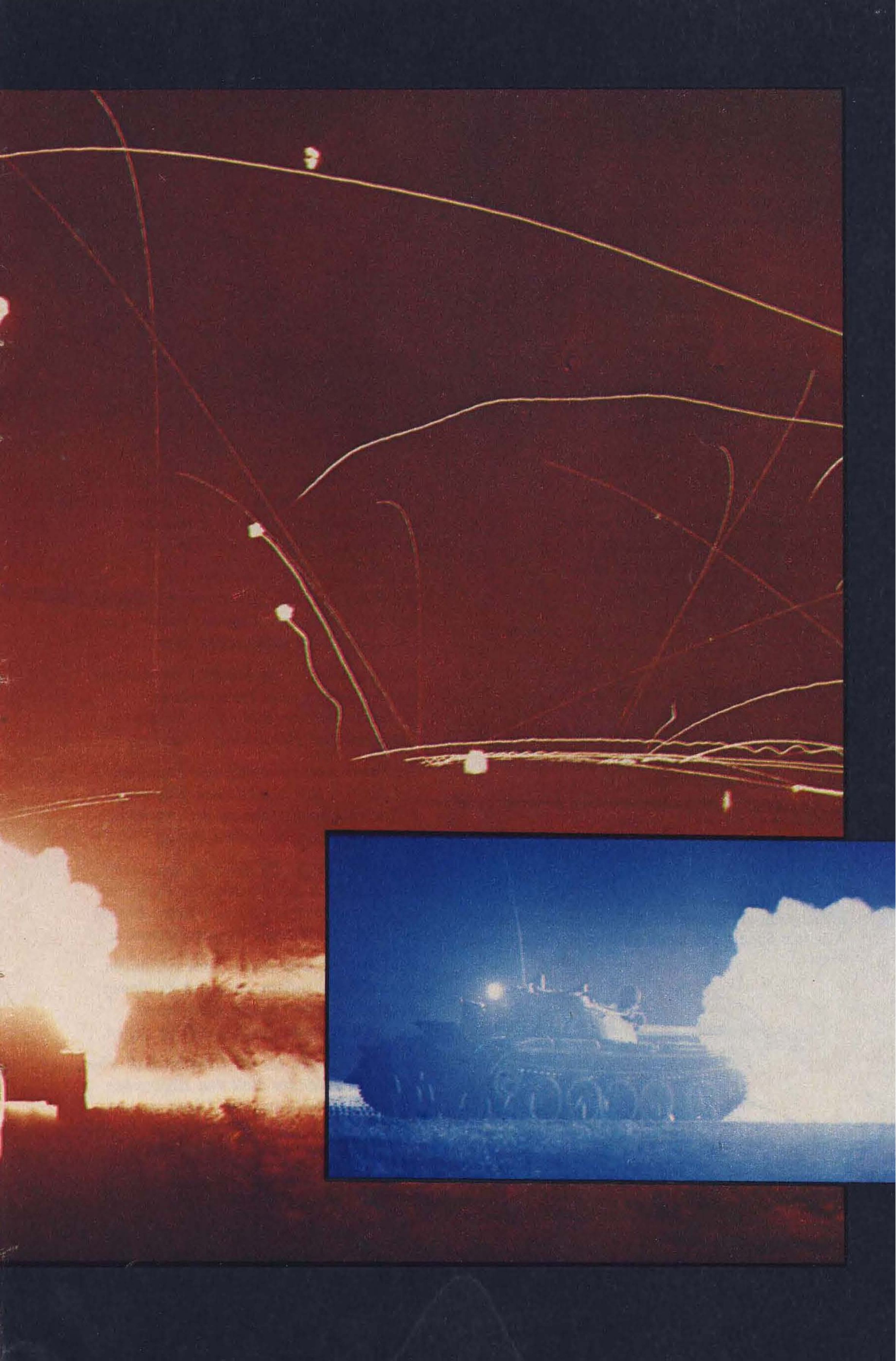
Der leichte Verbindungs- und Transporthubschrauber Bell OH-58 „Kiowa" hat einen Zweiblattrotor. Er besitzt ein Kufenlandegestell aus Biegerohren, das bei der Landung durch plastische Verformung Energie aufnimmt. Die Pilotenkanzel ist durchgehend verglast. Das Revolvermaschinengewehr mit wahlweise 2 000 oder 4 000 Schuß/min wird am hinteren Teil der linken Einstiegstür für Mitflieger an den vorgesehenen Halterungen angebracht. Der Hubschrauber gelangt zum Einsatz in Griechenland, Italien, Malta, Österreich, Schweden, Spanien, Türkei sowie in verschiedenen außereuropäischen Staaten.



Feuerwerk

Nächtliches Gefechtsschießen im Panzerregiment „Friedrich Wolf". Achim Tessmer hielt mit dem Fotoapparat einige Momente bei der Ausbildung der T-55-Besatzungen fest.

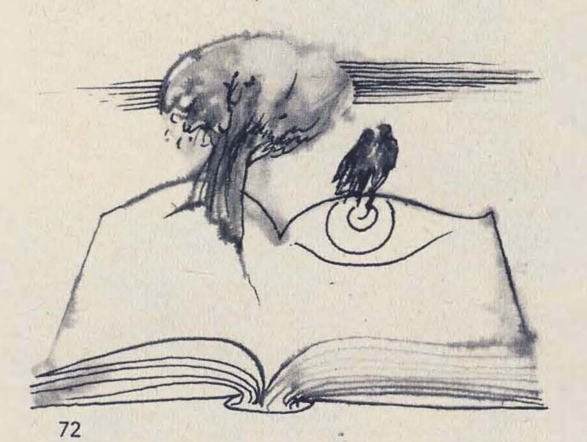


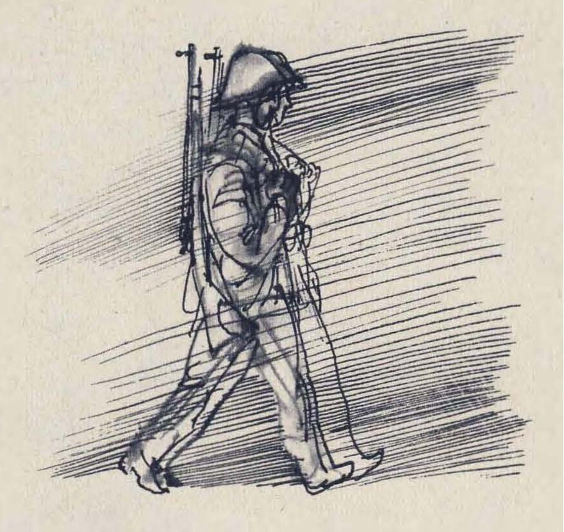


Wenn die Morgenröte steigt

Wenn die Morgenröte steigt,
die Bourgeois verlieren ihre Haare –
Magst du mich dann noch so wie heute,
strahlt dann der gleiche Glanz
in deinen Augen?
Und finde ich für uns den richtigen Ort –
Brauchst du mich noch,
willst du bei mir bleiben?
Dann haben wir Jahre unserer Träume
mehr als heute!
Wir gehen vielleicht in einem Garten,
wir erzählen unter Bäumen,
werd' für dich Lieder singen ...
Du kannst im Fenster sehen, wie
ich Unkraut jäte,
oder
willst lieber mit den Kindern spielen,
sie klammern sich an deinen Rock.
Wir werden für dich die Sterne deuten,
folgen dem Takt, dem Rhythmus
einer neuen Dichtung!
Sonntags wandern wir zu einem neuen Stern,
oh, er ist einsam, wer kennt ihn?
Nachmittags spazieren wir auf lauem, lauem Sand ...
Wir laden Freunde ein, sie bleiben
bis zum Abenddämmern ...
Oder
wollen lernen wir, so ernst, studieren?
Ja, kannst du mehr verlangen?
Und kommen diese Zeiten, brauchst du mich noch?
Ich werde auf deine Antwort warten.
Du! Da höre ich den Ruf meines Gewehres.
Ich habe viel zu tun.

(Das Gedicht schrieb ein unbekannter gefallener nikaraguanischer Kämpfer. Erschienen in „Granma“. Aus dem Spanischen nachgedichtet von Horst-Heinz Meyer.)





Soldaten

Soldat sein heißt, das eigne Haus bewachen,
den Schlaf der Kinder und der Liebsten Lachen,
die gute Arbeit in der Welt beschützen,
den Träumen und Erinnerungen nützen,

die Horizonte sich so erweitern,
daß Pläne an Vergangenem nicht scheitern,
daß sich im Morgen auch das Gestern fassen
und alle Früchte sicher reifen lassen.

Soldat sein heißt, der Mutter Lider küssen,
um ihre Sorgen, ihre Tränen wissen,
ihr Leben Bild um Bild genau betrachten,
mit liebeweiten Händen auf sie achten,

des Vaters Auftrag täglich neu begreifen,
auf den von ihm beschritt'nen Wegen reifen
und seine Kampferfahrung nie vergessen,
an ihr das eigene Verhalten messen.

Soldat sein heißt, die Ernte zu bewahren
vor der Gewalt des Wassers, vor Gefahren,
die aus dem hohen Himmel stürzen können
und unser Land zerstören, niederbrennen,

beim Anblick toter Asche Zorn empfinden,
an Gräbern schwören, ewig sich zu binden
an jene, die dem Unrecht widerstehen
und unaufhaltsam durch das Feuer gehen.

Soldat sein heißt, für die Gemeinschaft leben,
erschöpften Händen Halt und Hilfe geben,
die wahren Worte von den Lügen trennen,
und immer Freund und Feind genau erkennen,

Gedichte lesen und die Weisheit schützen,
Vertrauen pflanzen wie wir Bäume setzen,
die Horizonte uns erreichbar machen,
und fremdes Haus wie eigenes bewachen.

Andrzej Zaniewski, VR Polen
Deutsch von Walter Flegel

Eines Menschen Aufgabe

Ein Mensch ist ein Mensch
in jedem Teil des Universums,
solange er noch atmet.

Belanglos, daß sie ihm
die Beine abgenommen haben,
damit er nicht mehr geht.

Belanglos, daß sie ihm
die Arme abgenommen haben,
damit er nicht mehr arbeitet.

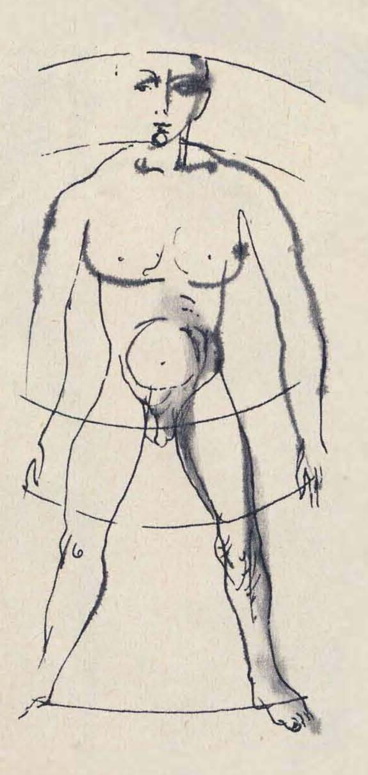
Belanglos, daß sie ihm
das Herz herausgenommen haben,
damit er nicht mehr singt.

Nichts hiervon ist von Belang,
denn

ein Mensch ist ein Mensch
in jedem Teil des Universums,
solange er noch atmet,

und wenn er noch atmet,
muß er Beine und Arme
und ein Herz erfinden,
um für die Welt zu kämpfen.

José Maria Memet, Chile
Deutsch von Reiner Kornberger





Wir haben einen Frieden vor

Wir haben einen Frieden vor,
wie keiner war bis heut,
seit auf der Erde Menschen gehn,
ein Frieden weit und breit.

Ein Krieg begann, so glaubte man,
wenn wer zum Schwerte griff,
und Frieden wurde es genannt,
wenn man die Schwerter schliff.

Und warn die Väter schon zu tot,
die Söhne noch zu klein,
um als Soldat ins Feld zu ziehn,
so mochte Frieden sein.

Und war die ganze Stadt verbrannt,
dann kam ein Friedensjahr,
daß sich der Krieg erholen konnt'
und all sein Inventar.

Unzählbar viele Frieden
sah die Erde so bis heut ...
Wir haben einen Frieden vor,
nur einen weit und breit.

Der mag dann werden, wie er kann,
beschwerlich oder licht.
Doch niemals mehr, daß ihm ein Krieg
aus seinem Schoße bricht.

Wir haben einen Frieden vor,
wie keiner war bis heut,
seit auf der Erde Menschen gehn,
ein Frieden weit und breit.

Gerd Kern

Menschen des nächsten Jahrhunderts

Menschen des nächsten Jahrhunderts!
Anspruchslos, feierlich, schlicht,
wie das Gezweig eines Kirschbaums
strebt zu euch dieses Gedicht.

Kummer wird's weniger geben,
weniger Unheil und Leid.
Zwischen den Völkern wird schwinden
Mißtrauen, Feindschaft und Streit.

Sonnenlos wolkigen Himmel
wischt der April wieder rein.
Menschen, ihr werdet dann besser,
zärtlicher, gütiger sein.

Wisset, wie einstens wir träumten
von einem künftigen Lenz,
wie wir mit unserm Jahrhundert
Schritt hielten kühn, ruhmbekränzt.

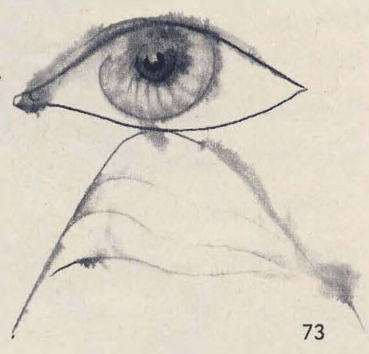
All euer jetziger Reichtum,
alles, woran ihr gewöhnt,
wurde in unserm Jahrhundert
in unsern Träumen ersehnt.

Im Lärm, im Maschinengetöse,
geschäftigen Alltagsgebraus
ragt weise das Jahr zweitausend
als stolzer Gipfel hinaus.

An einem festlichen Tage
wird meine Generation
bewältigen diese Höhe –
ich bin überzeugt davon.

Mit freudig leuchtenden Augen,
mit roter Lieder Gesang
werden wir euch begrüßen
vom hohen Bergübergang.

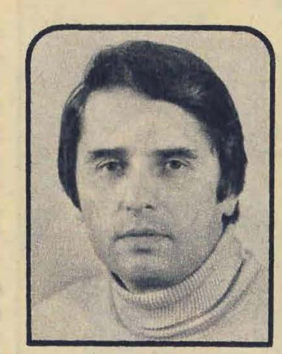
Juri Pankratow, UdSSR
Deutsch von Sepp Österreicher



Redaktion: Oberstleutnant
Waldemar Seiffert
Illustration: Wolfgang Würfel


ZUM TITELBILD
237

Als Anfang Oktober 1956 die Meldung aus dem Fernschreiber tickte, daß eine Armeesportvereinigung VORWÄRTS gegründet worden sei, verdiente sich Klaus Weidt,



der Autor dieses Beitrages, als Zeitungsvolonteur gerade die ersten Sporen. Seitdem verfolgt er – ab 1959 als Sportredakteur der Wochenzeitung „Volksarmee" – den Weg unserer Athleten im gelbroten Dreß.

Am Beispiel von acht ihrer Besten schildert er, wie die ASV ihren Beitrag zur Festigung der internationalen Positionen des DDR-Sports zu leisten vermochte.

Vorwärts

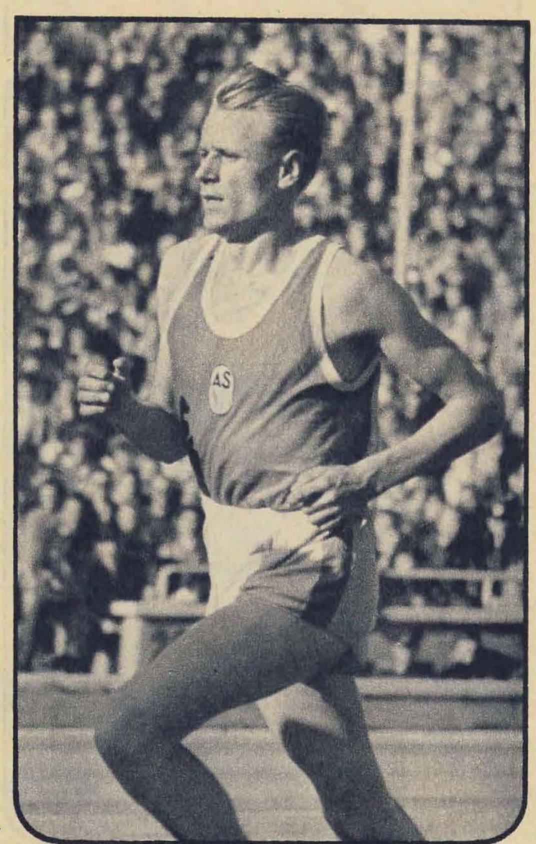
☆☆

Das ganze Regiment war angetreten

Zum erstenmal wurde ich auf ihn aufmerksam, als er sich im Leipziger Zentralstadion gegen weltbekannte Langstreckenläufer durchsetzte. Da saß ich als Zuschauer unter Zehntausenden während der ersten Armeespartakiade 1958 und jubelte **Hans Grodotzki** zu. Zwei Jahre später lernte ich den „blonden Hans", wie man den Oberfeldwebel vom Armeesportklub Potsdam nannte, persönlich kennen. Er kehrte als gefeierter zweifacher Silbermedaillengewinner von den Olympischen Spielen aus Rom zurück. Vom Flughafen Berlin-Schönefeld fuhr er im offenen Wagen mit Ingrid Krämer, der Olympiasiegerin im Kunstspringen, durch die dichtgesäumten Straßen der Hauptstadt ...

◀ *Uwe Hohn*

Hans Grodotzki ▶



Wenige Tage danach durfte ich, der frischgebackene Redakteur, den Olympiazweiten über 5000 und 10000 m in seinen Heimatort Menteroda begleiten, wo einst das sportliche Talent des Bergmannes Grodotzki entdeckt worden war. Zugleich sollte ich im nahen Mühlhausen ein Meeting organisieren. Dort nämlich hatte Hans als mot. Schütze gedient. Mit ein wenig Herzklopfen ging ich ins Regiment; doch die Aufgabe erwies sich als leicht lösbar, denn die Genossen waren hellauf begeistert. Als ich tags darauf mit Hans im Redaktions-BMW vorfuhr, war das Kasernentor bereits

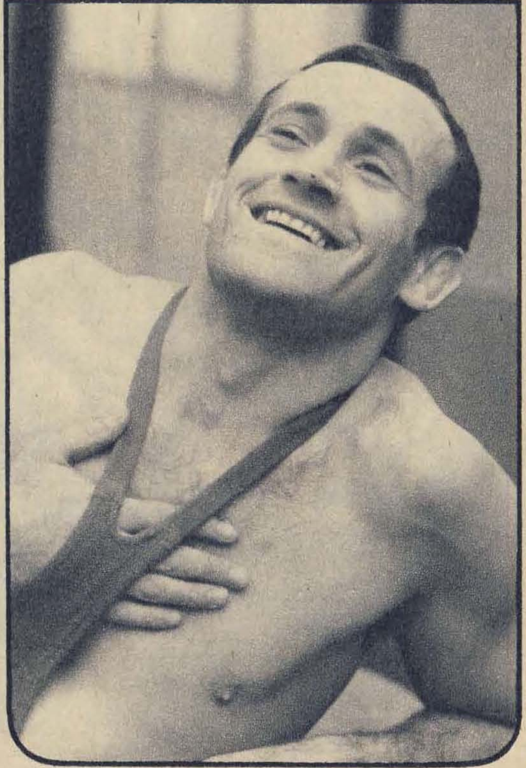
sperrangelweit geöffnet. Das ganze Regiment war angetreten, um seinen Olympioniken mit einem dreifachen „Hurra!" zu begrüßen. Man erwartete eine Rede, und Hans Grodotzki trat vor das bereitgestellte Mikrophon. In den Reihen der Soldaten war es mucksmäuschenstill geworden, als er – stockend zunächst, dann recht fließend – den Weg des jungen DDR-Sports und damit den seinen zu olympischem Silber schilderte.

Stürmisch wurde er gefeiert

Er schrieb Kurzberichte über Wettkämpfe der ASK-Kanuten und ärgerte sich, wenn sie in der Zeitung nicht exakt wiedergegeben waren. Daß **Manfred Schubert** der erste Weltmeister der ASV gewesen ist, wurde mir eigentlich erst richtig bewußt, als ich mich vor den 1961 in der DDR ausgetragenen Weltmeisterschaften der Slalomkanuten und Wildwasserfahrer mit ihm und seinen Leipziger Klubkameraden näher befaßte. Ich besuchte Manfred und erfuhr jene Geschichte, die aus der mittlerweile 30jährigen Vorwärts-Chronik nicht mehr wegzudenken ist:

Bei den Welttitelkämpfen 1957 in Augsburg (BRD) hatte der 25jährige Oberfeldwebel laut Wettkampfreglement im Einercanadier als Erster an den Start zu gehen. Die Basis seines Sieges schuf

◀ *Manfred Schubert*



Lothar Metz ▶

er mit der ersten der beiden notwendigen Slalomfahrten, obwohl er da unterwegs sein Paddel verlor und zum Ersatzpaddel greifen mußte. Nach dem zweiten Rennen, das er mit vollem Einsatz fuhr, wurde er von seinen Mannschaftskameraden stürmisch gefeiert: Manfred war Weltmeister! Nach dem Asphaltkegler Eberhard Luther der zweite unseres Landes. Kurz, das Siegerzeremoniell für den NVA-Oberfeldwebel Schubert war unumgänglich und – pikant: Die DDR-Flagge wurde gehißt und unsere Nationalhymne intoniert. Und die zu diesem Akt befohlene Bundeswehreinheit stand stramm.

Er verkörperte Weltklasse über Jahrzehnte

Ich habe ihm einmal gesagt, wie ich über ihn denke. Da schüttelte er nur den Kopf und hob die Hände. **Lothar Metz**, heute Nachwuchstrainer für klassisches Ringen in der ASG Rostock, liebt keine großen Worte. Ich hatte ihm erklärt, daß er für mich einer der bemerkenswertesten Armeesportler sei ...

Man muß sich das mal in aller Ruhe auf der Zunge zergehen lassen: Dieser ASK-Ringer nahm zwischen 1960 und 1972 viermal an Olympischen Spielen teil und erkämpfte Gold, Silber und Bronze. In die Annalen der ASV-Geschichte ist er als der erste olympische Medaillengewinner eingegangen; mit einer

Margit Schumann ▶

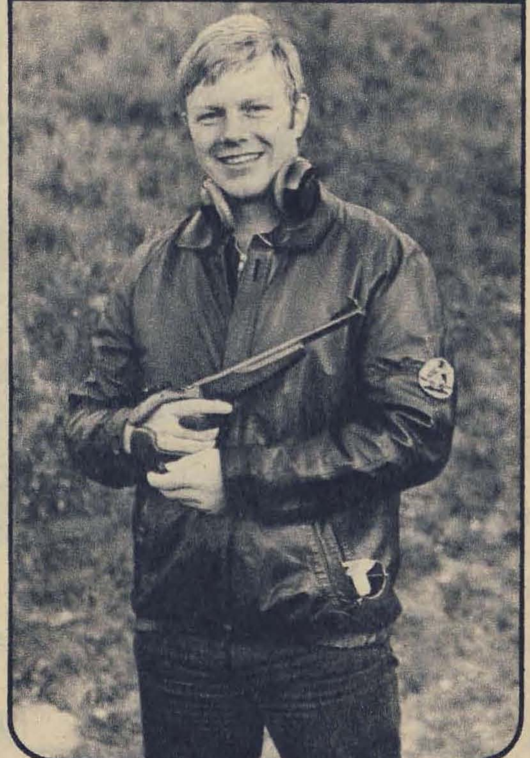
Silbernen – noch vor Grodotzkl. Er war und blieb ein sachlicher, nicht allzu temperamentvoller Mann, der dank eiserner Trainingsdisziplin erfolgversprechende Kampftechniken erwarb. Metz war ein Synonym für Beständigkeit, für Weltklasseleistungen über Jahrzehnte hinweg. Daran änderte auch sein zehnter Platz – anstelle der erhofften vierten Olympiamedaille – von München nichts. Ein Jahr später schritt Lothar Metz noch einmal auf die Matte und eroberte seinen zehnten DDR-Meistertitel.

Sie startete mit Bronze

Diese Meldung aus dem olympischen Sapporo im Winter 1972 hatte ich mit einem besonderen Kommentar versehen: Hinter Anna-Maria Müller und Uta Rührold belegte **Margit Schumann** den dritten Platz. Das war erstens eine einzigartige Antwort auf die ungerechtfertigte Disqualifikation der DDR-Rennschlittenmädchen in Grenoble 1968. Und zweitens war diese Neuigkeit hervorzuheben: Mit der Oberhoferin Margit Schumann gewann erstmals eine Frau in den Vorwärts-Farben eine Olympiamedaille. Nach den Kanutinnen der 50er und 60er Jahre machten nun Rennrodlerinnen und auch Leichtathletinnen auf sich aufmerksam. Armeesport ist eben nicht nur Männersache.

Margit, die einst in Friedrichroda über den





Fußballplatz stürmte, hat für ihren Oberhofer ASK* drei denkwürdige Olympiaden bestanden. Nach Sapporo startete sie in Innsbruck-Igls, und wieder schürten antisozialistische Kreise Kampagnen. Von „ferngehelzten Kufen" wußten diesmal Tag für Tag bundesdeutsche Gazettenschreiber zu berichten. Ich habe miterlebt, wie sich solcherart aufgestachelte Zuschauer zu Hunderten um unsere Schlitten drängten. Eine gespannte Situation, in der Margit Ruhe und Nerven behielt. Sie wurde Olympiasiegerin, und ich werde nie vergessen, wie sie sich freute und wir sie überschwenglich feierten ...

Vier Jahre später ging sie auf Bitten der Trainer noch einmal in die olympische Eisrinne, denn noch war Margit nicht zu ersetzen gewesen. Ihr Abschneiden in Lake Placid aber stimmte sie unzufrieden. Doch viele gratulierten ihr auch zum 6. Rang. Völlig zu Recht, war es doch ein erkämpfter Natlonenpunkt. Margit Schumann ist heute Trainerin unserer Oberhofer Rennschlltten-Frauen.

Ein Offiziersschüler wurde Olympiasieger

Auch als Journalist streicht man gern einmal heraus, zu den Ersten gehört zu haben. Und warum sollte ich es nicht erwähnen, daß ich der erste Reporter war, der **Uwe Potteck** interviewte?

◀ *Uwe Potteck*

Günstige Umstände – das muß ich gestehen – kamen dem entgegen.

Als Mitbegründer des VA-Pokalschießens befand ich mich natürlich auch im September 1974 auf dem Schönholzer Schießgelände. Und als beim Wettkampf mit der kleinkalibrigen Kombinationspistole hinter einem ehemals bekannten ASK-Schützen mit gleicher Ringzahl ein mir unbekannter Offiziersschüler der Volksmarine den zweiten Platz belegte, stellte ich diesem neugierige Fragen. So erfuhr ich, daß der junge Stralsunder eigentlich nur als Ersatzmann gedacht war, aber einspringen mußte, weil er erwiesenermaßen besser als andere schoß. Als Ringkämpfer war er von Wittenberge zur Offiziershochschule am Strelasund gezogen, widmete sich dort dem Segeln und wollte nach dem genannten Pokalwettbewerb die Pistole wieder in der Waffenkammer abgeben. Doch es kam anders: Fregattenkapitän Boldt, Uwes Übungsleiter, wandte sich an den Frankfurter ASK, der wiederum schon durch die Zeitung – sie hatte das Talent Potteck gerühmt – von dem „Wunderkind" wußte. Es kam zu einer Art Fernbetreuung durch die ASK-Trainer, verknüpft mit Boldt'schem Bemühen um weitere Pistolenvergleiche. Uwe studierte und schoß. Sein steiler „Potteck-Weg" gibt mir noch heute Rätsel auf: Binnen Jahresfrist hatte sich der Neuling gegen unsere besten Schützen durchgesetzt und für die Olympischen Spiele in Montreal qualifiziert. Dort ging er mit der Freien Pistole als erster DDR-Athlet auf den Stand und siegte mit neuem olympischen Rekord. Ein Offiziersschüler.



◀ *Meinhard Nehmer*



Frank Ullrich ▶

Der Sohn eines Bauern sorgte für Aufruhr

Bekanntschaft mit dem Bobpiloten **Meinhard Nehmer** schloß ich beim Training an der olympischen Kunsteisbahn von Igls. Meinen ersten Eindruck bestätigten später noch viele Journalistenkollegen: Nehmer ist freundlich, aber wortkarg. Man muß sich viel Zeit nehmen, um ihn aufzuschließen. Wie sollte er auch vieles Reden gewohnt sein? Meinhard war im nördlichsten Zipfel der Republik, bei Kap Arkona, als Sohn einer Bauernfamilie aufgewachsen, per Zufall an eine Leichtathletiksektion der ASV geraten und bei einer Divisionsmeisterschaft gestartet. Als man seine Wurfkraft erkannte, ließ sich der Mecklenburger überreden, seinen Standort auf dem Festland einzunehmen. Beim ASK Potsdam wurde er Speerwerfer. Doch als die ganz großen Weiten ausblieben, unterwarf er sich einem Test für Bobsportler. So wurde 1974 Oberhof sein dritter Standort.

Der NVA-Offizier sorgte bald für Aufruhr im Boblager der westlichen Welt, wo man bis dahin mehr oder weniger nur eine „etablierte Elite" respektierte. Als Pilot im

Zweier- und Viererbob, mit unübertrefflichem Gespür für jede Art von Bahn und noch heute als vorbildlich geltendem Fleiß sorgte Meinhard für die ersten DDR-Bobsportmedaillen. Und was für welche! Auf Anhieb zwei goldene bei den Olympischen Winterspielen in Igls. Welt- und Europameistertitel folgten. Und die DDR war nun auch in dieser rasanten Sportart im Gespräch. Daß sie es bis heute bleiben konnte, ist – alle seine Nachfolger bestätigen es gern – einem Meinhard Nehmer mit zu verdanken.

Neunmal wurde er Weltmeister

„Dieses Rennen ärgert mich sehr, es wird mich noch lange beschäftigen." **Frank Ullrich** gab diese Worte zu Protokoll, als ich ihn nach dem olympischen Staffelwettbewerb der Biathlonkämpfer in Seefeld bei Innsbruck ins Gespräch zog. Obwohl Mitgewinner der Bronzemedaille, wollte er sich lieber in ein stilles Eckchen verkriechen. Verständlich für den Augenzeugen, der miterlebte, wie der junge Mann vom ASK Oberhof durch schlechte Schießleistungen eine Medaille überhaupt in Frage stellte.

Frank Ullrich, der geraden Weges von einem Trainingszentrum über die Kinder- und Jugendsportschule zum Armeesportklub am Oberhofer Grenzadler gelangt war, nutzte hinfort alle sich bietenden Möglichkeiten – nicht zuletzt die Winterspartakiaden der befreundeten Armeen, wo vor allem von den Athleten der Sowjetarmee viel abzuschauen war. Mit der Bronzemedaille im 20-km-Lauf begann Franks Erfolgsserie, eine einzigartige in diesem Sport. Er beglich seine „Schulden" von 1976, und bald sprach man vom „Schnellfeuerschützen auf Skiern". Neunmal wurde Frank Ullrich Weltmeister. Und er krönte seine Zweikämpfer-Laufbahn mit dem Olympiasieg über 10 km, dem er noch zwei Silbermedaillen hinzufügte. Der gebürtige Trusetaler wurde zu einem internationalen Begriff für DDR-Sportqualität und im eigenen Land zum großen Vorbild junger Biathleten.

Die ASV Vorwärts
wurde am 1. Oktober 1956 gegründet.

Olympische Bilanz:
33 × Gold, 26 × Silber, 33 × Bronze
Die ersten ASV-Olympioniken in Melbourne 1956: Friedrich Janke, Lothar Beckert (Leichtathletik) und Georg Miske (Gewichtheben)
Erster Olympiamedaillengewinner: Lothar Metz 1960, Silber im Ringen klass.
Erster Olympiasieger: Jürgen Eschert 1964, Kanurennsport
Erfolgreichste Olympiakämpfer: Bernhard Germeshausen (3 × Gold, 1 × Silber) und Meinhard Nehmer (3 × Gold, 1 × Bronze), Bobsport

WM-Bilanz:
122 × Gold, 91 × Silber, 82 × Bronze
Erster Weltmeister: Manfred Schubert 1957, Kanuslalom

EM-Bilanz:
78 × Gold, 92 × Silber, 97 × Bronze
Erster Europameister: Rostocker ASK-Vierer m. St. 1957
Erster Weltrekordler: Siegfried Valentin mit der 4 × 1500-m-Nationalstaffel 1958

Die Armeesportklubs der ASV:
ASK Frankfurt (Oder) – Sportschießen, Judo, Ringen, Boxen, Gewichtheben, Radsport, Handball, Turnen (w);
ASK Potsdam – Leichtathletik, Fechten, Schwimmen, Turnen (m), Kanurennsport;
ASK Rostock – Rudern, Segeln;
ASK Oberhof – Skilanglauf, Skispringen, Nordische Kombination, Biathlon, Rennschlitten, Bob; FCV Frankfurt (Oder) – Fußball

Er warf zweimal über 100 m

Richtig gelesen! **Uwe Hohn**, der Potsdamer Leichtathlet, übertraf die 100-m-Grenze zweimal. Zwei Jahre vor seinem sensationellen Speer-Superwurf hatten wir nämlich Uwe zu einem Versuch besonderer Art gebeten. Er schlug ein, nahm am 5. April 1982 im Stadion Luftschiffhafen die jedem Soldaten bekannte Übungshandgranate F1 auf und schleuderte sie genau 100,02 m weit. Neuer ASV-Rekord!

Der noch heute vielbestaunte Weltrekord im Speerwerfen gelang dem Oberleutnant beim Olympischen Tag am 20. Juli 1984. Das Gerät flog lange, sehr lange; und als es in den Rasen stach, war das Berliner Jahn-Stadion vom Aufschrei der 21 000 Zuschauer erfüllt. 104,80 m! Die Begeisterung auf den Rängen war schier grenzenlos. Der Weltrekordler selbst behielt die Fassung, ein Hohn läßt sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen. Und längst hat der hochaufgeschossene Offizier diese Leistung zu den Akten gelegt. Sein Blick ist auf Oylmpia '88 gerichtet. Nach vorn, wie es einem Armeesportler ja auch zukommt. Vorwärts, wie es der Name unserer Sportvereinigung sagt!

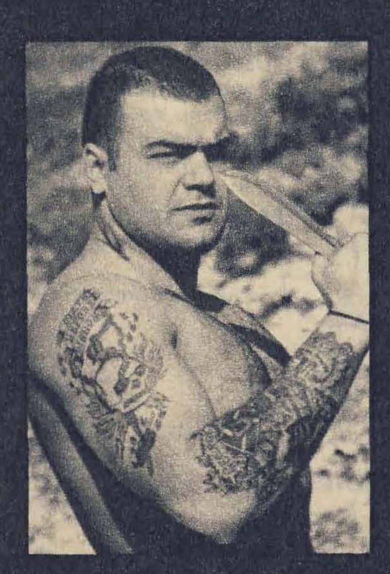
Bild: ADN-ZB (4), Manfred Uhlenhut (2), Archiv (1), Karl-Heinz Eckebrecht (1)

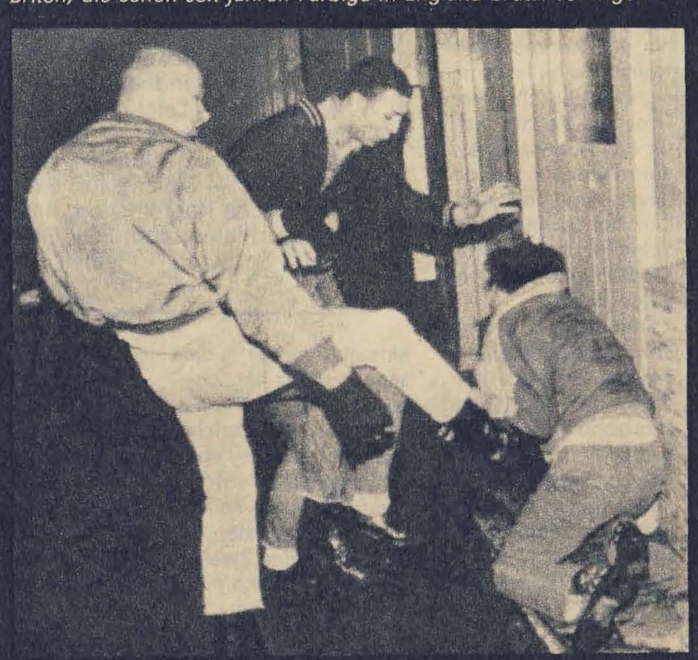
„Gewalt ist so etwas wie unser Lebensgefühl ..."

Interview mit einem in der BRD, der als Arbeitsloser „politisch zu denken" gelernt hat – und ein Skinhead geworden ist

Kahlgeschorener Kopf, Schnürstiefel, hochgekrempelte Röhrenjeans und Bomberjacken mit Aufnähern wie diesen: „White power" („Weiße Macht"), „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein" oder „Unsere Ehre heißt Treue", einst Leitspruch der SS – so treten sie auf: die Skinheads in der BRD. Sie greifen alles an, was ihnen „fremd" und „unsauber" erscheint. Und das ganz offen, in vielen Städten der BRD. Gewalttätig oftmals. Ingo Kunze aus Frankfurt/Main ist einer von ihnen. Er meint, durch sein Los als junger Arbeitsloser „politisch denken" gelernt zu haben. Hannes Wagner sprach für AR mit diesem 18jährigen Skinhead. Dieser ahnte nicht, daß der Reporter ein Journalist aus der DDR war. Weshalb sich unser Autor für eine kurze Zeit mit der Rolle eines vermeintlichen BRD-Reporters abfinden mußte und sich nicht offen zu den Lebensansichten des Kranken äußern konnte.

Vorbild der Skinheads in der BRD sind rechtsradikale junge Briten, die schon seit Jahren Farbige in England brutal verfolgen.





Wie kommt es, daß du hier im Krankenhaus bist?

Das war ein Motorradunfall. Die Polizei saß uns im Nacken, da habe ich eine Kurve nicht mehr gepackt ...

Wieso Polizei?

Nun, wir waren gerade dabei, zwei Türken zu klatschen, da kamen die Bullen mit Blaulicht angefegt. Die mußten wir abhängen.

Was heißt „zu klatschen"?

Was soll das schon heißen? Eben mal Türken richtig windelweich schlagen.

Nur Türken?

Natürlich nicht! Alle anderen Ausländer, die sich hier so rumtreiben, kommen auch dran. Nur – die meisten sind halt Türken. Da diese Politniks in Bonn die Kerle und ihre Brut nicht rigoros aus dem Land jagen, müssen wir sie eben rausprügeln.

Aber warum denn nur?

Aber warum denn nicht? Die Kaffer versaun unser Land, die sind schuld, daß so viele bei uns keinen Job haben. Wenn die alle verschwinden, dann haben wir mehr als genug zu tun und dann geht's uns allen auch wieder gut.

Ist das wirklich so einfach?

Etwa nicht? Die Politniks haben nichts drauf, die sind alles Weicheier. Was wir brauchen, ist wieder mal so ein Typ wie Hitler. Der muß ja nicht gleich Weltkrieg machen und so. Aber mal wieder richtig Ordnung im Lande schaffen, dafür braucht man schon einen knallharten Typen. Und – hat's damals vielleicht keine Arbeit für alle Deutschen gegeben?

Und danach? Aber lassen wir das mal. Du hast jetzt keine Arbeit?

Das ist es doch, weil dieser Lutscher, bei dem ich war, so ein kleiner mieser Bauunternehmer, seinen Laden dicht machte, wurde ich meinen Job los. Aber als Maurer ist einfach nichts zu finden, wegen der miesen Auftragslage wird wenig gebaut, wird behauptet. Aber früher, da hatte eben Hitler Aufträge besorgt und dabei hat er an die Deutschen gedacht, indem er die Fremden in die Fremde jagte und Millionen Deutschen Arbeit gab.

Aber noch mehr wurden einfach umgebracht, Millionen Menschen ...

Wenn's stimmt! Erzählt wird so allerlei. Wer will denn die alle gezählt haben? Fakt ist doch, daß der Führer den Deutschen zunächst mal Hoffnung gegeben hat.

Würdest du dich als Faschisten bezeichnen?

So ungefähr würde ich mich schon sehen. Aber nun frage nicht auch noch, was Faschismus ist, denn da habe ich nicht so recht Ahnung, da fehlt mir wohl der Durchblick.

Hast du denn als Faschist nicht Ärger mit der Polizei?

Ach woher. Deshalb nicht. Wenn wir uns auf der Straße oder in der Kneipe mit „Sieg heil!" grüßen, dann sind die Leute höch-

Skinhead-Treffen westdeutscher, englischer und belgischer Kahlköpfe im niederländischen Rotterdam.



stens mal erschrocken, manche grinsen auch. Nur wenn wir auf Tour sind, um Türken zu klatschen, dann muß man halt vor den Bullen auf der Hut sein. Aber auch da nicht immer. Bei so einer kleinen Demo irgendwelcher roter Türken, da haben wir mal einen richtigen Überfall probiert, mit Knüppel und so. Da haben sich die Bullen umgedreht und sind weg. Wir dachten erst, die holen Verstärkung, aber nichts. Die wollten offenbar nicht zwischen die Fronten geraten. So haben wir die Kaffer schön gejagt. Hinterher gab's deswegen 'ne prima Feier.

Ich finde das eher tieftraurig, Brutalität und Terror...

Wieso denn? Von Roten und Türken kann uns nur die Gewalt befreien. Dafür stehen wir Skinheads. Gewalt ist so etwas wie unser Lebensgefühl...

Aber Skinhead heißt doch nur so viel wie Kahlkopf?

Ach so. Ist ja auch egal. Für mich ist Skinhead ein Markenzeichen, wozu freilich eine schöne kurze Peitsche gehört. Manche haben sich auch Platte rasiert. Aber genauso wichtig sind Schnürstiefel, schöne schmale Hosenträger und die Bomberjacke mit großen tiefen Taschen, wo man eine Flasche Schnaps und das Werkzeug zum Klatschen unterbringt.

Also besteht dein Lebensinhalt aus Saufen und Raufen?

Das ist doch Quatsch! Ich kann auch ohne Alkohol prügeln. Aber es geht eben besser, wenn man sich erst mal ein paar Bier reinzieht. Und der Kehlkopf ist besser geschmiert, bei unserem Schlachtruf: „Die Deutschen kommen".

In Hamburg hat es letztes Weihnachten ja auch so angefangen, und dann wurde der Türke Ramazan Avci von Skinheads zu Tode geprügelt. Findest du das in Ordnung?

Die haben ein bißchen übertrieben. Aber einen Betriebsunfall gibt's eben überall mal. Das Gute daran ist, daß jetzt jedermann weiß, wie entschlossen wir Skinheads sind.

Wie war das eigentlich früher, als du arbeitslos wurdest?

Zuerst dachte ich: prima, jede Menge Freizeit, immer schön in den Tag hineinpennen und abends biste dann gut drauf – zumindest besser in Form als die, die den ganzen Tag malochen müssen. Doch dann fehlt einem das Geld und überhaupt: Du bist draußen, verkommst langsam, weil dir nach und nach alles scheißegal wird. Du kommst dir so überflüssig vor. Du kriegst regelrecht Minderwertigkeitskomplexe, weil die anderen was zu tun haben, nur du selbst nicht. Aber da habe ich dann zum Glück ein paar Leute kennengelernt, bei denen ich politisch denken gelernt habe. Nur bei denen wirst du ein knallharter Deutscher.

Meinst du, daß du die richtigen Leute kennengelernt hast?

Komm doch einfach mal mit, wenn wir mal wieder einen Türken klatschen gehen, dann weißt auch du, wie rum sich die Welt dreht...

In Hannover recken Neonazis und Skinheads der BRD gemeinsam die Arme zum faschistischen Gruß.



Der rechtsradikale Gewaltkreis

Notwendige Nachbemerkungen zu einer Tatsache, die es in der BRD nicht zu geben hat

Nach den letzten Worten Ingo Kunzes hat Hannes Wagner das „Gespräch" abgebrochen. Er hatte sich kaum noch beherrschen können und dem „politisch denkenden" BRD-Jugendlichen fast gesagt, wie 'rum sich die Welt wirklich dreht...

Doch ihm sei es darauf angekommen, zu zeigen, was in der BRD möglich ist.

Wahrlich erschreckend, welch geistiger Unrat sich in diesem jungen Kopf ansammeln konnte. Ja, konnte! Ein Mensch kann sich nur zu einem solchen Schläger mit kahlem Kopf und wirren Gedanken entwickeln, wenn die Bedingungen dafür vorhanden sind.

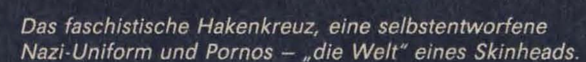
Und wie sind diese in der BRD? Vor allem für junge Menschen? Bedrückend, für viele. Warten auf dem Arbeits- oder gar Sozialamt, warten auf Arbeit, auf einen Ausbildungsplatz. Hoffen auf irgendein Wunder. Resignation bei einigen schon und dann Flucht in die Droge – oder in die Aggressivität, oder gar in die offene Gewalt. Es folgt bei manchen, was aufgrund der gesellschaftlichen Verhältnisse kommen muß: Abreagieren der aufgestauten Wut – an ausländischen Arbeitern, die ihnen Arbeitsplätze „stehlen". Und so gehen sie „Türken klatschen", weil sie nicht erkennen, daß die Ursachen für ihr trostloses Dasein im System liegen. Diese kahlgeschorenen Schläger in den Bomberjacken werden dann oftmals von Leuten eingefangen, die ihnen beibringen, „politisch zu denken" – von Neonazis.

„Nur" 2000 Skinheads soll es nach amtlichen Aussagen der BRD-Sicherheitsbehörden geben. Wieviel es tatsächlich sind, weiß niemand oder will keiner wissen. Bonner Politiker sehen nämlich in der BRD weit und breit keine „ernstzunehmende neonazistische Szene".

Vielleicht waren da gewisse Beamte zu „weitsichtig". Denn schon vor Jahren zählte das sogenannte Bundesamt für Verfassungsschutz 75 rechtsradikale Gruppierungen mit rund 19800 Mitgliedern, offiziell. Der „Pressedienst Demokratische Initiative" kam auf 135 Gruppierungen.

Eine davon ist die neofaschistische „Aktionsfront Nationaler Sozialisten" (ANS). Sie ist 1977 von dem ehemaligen Bundeswehr-Leutnant Michael Kühnen gegründet worden. Diese Neonazi-Vereinigung bedient sich der Skinheads für Schlägereinsätze.

Am 3. Januar 1986 berichtete die Progreß-Presse-Agentur, daß Angehörige jener Skinhead-Bande, die den Türken Ramazan Avci erschlagen hatten, wieder Überfälle auf Ausländer verübt hätten: Zuerst sei ein Farbiger mit einer Bierflasche niedergeschlagen worden, anschließend ein



Das faschistische Hakenkreuz, eine selbstentworfene Nazi-Uniform und Pornos – „die Welt" eines Skinheads.





Türke. Wenig später gab ein Mitglied dieser Skinhead-Bande der Springer-Zeitung „Hamburger Abendblatt" ein offzielles Interview (!). Er war dazu in Begleitung eines gewissen Christian Worch gekommen. Und dieser ist der Stellvertreter Kühnens in der „Aktionsfront Nationaler Sozialisten" ...

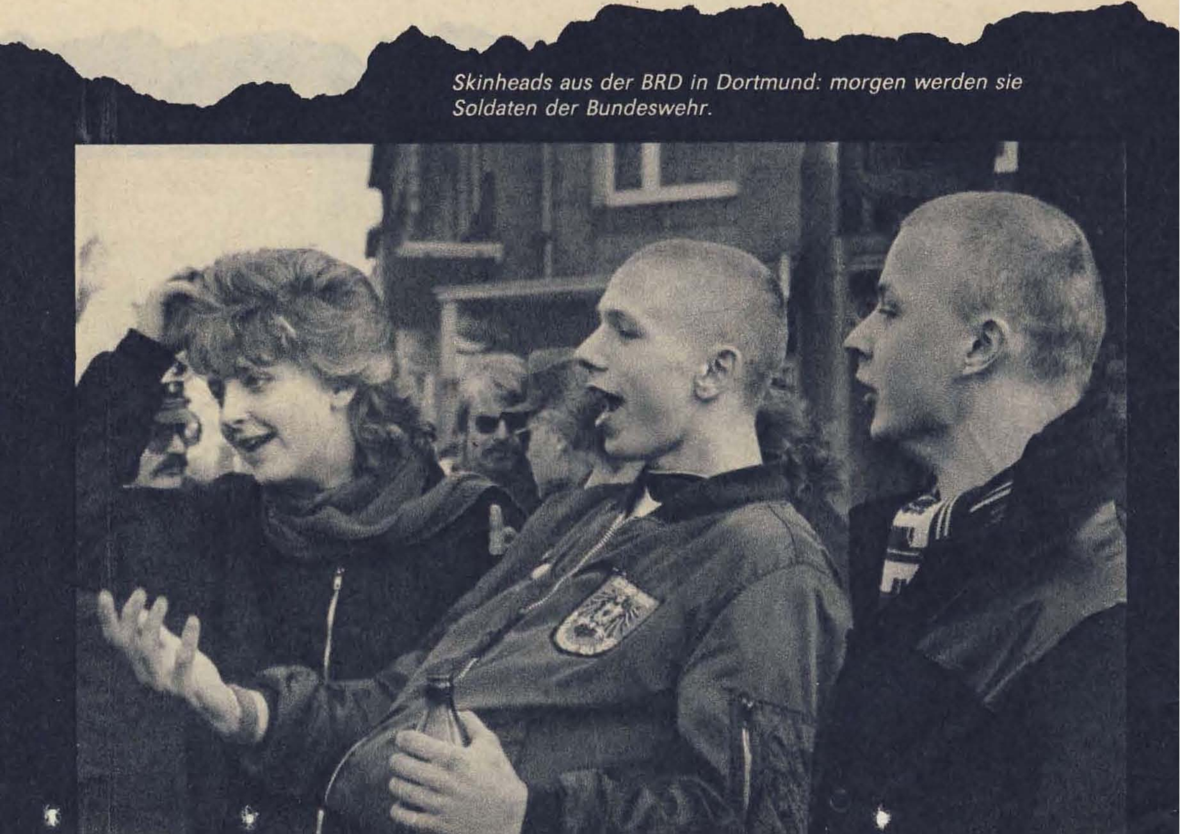
Der rechtsradikale Gewaltkreis ist geschlossen. In ihn geraten zumeist entwurzelte Jugendliche; 46 Prozent namentlich bekannter Neonazis sind jünger als 20 Jahre. Die Ursachen sind bekannt, die Folgen aber wohl schwerlich absehbar. Bei einer repräsentativen Befragung von Jugendlichen im Großraum Frankfurt/Main – dort ist auch Ingo Kunzes „Betätigungsfeld" – sprach sich jeder vierte für eine Aufhebung des Verbots neonazistischer Propaganda aus. Die „Ausmerzung von Arbeitsscheuen, Verbrechern und Geisteskranken aus der Gesellschaft" hielten 22,8 Prozent für geboten. Knapp die Hälfte der Befragten forderte „Schluß mit dem roten Mördergesindel" und „Zerschlagt den Kommunismus".

(Un-)Geistige Nahrung bekommen desillusionierte Jugendliche in der BRD ja genug: Über 100 Verlage geben Bücher über Hitler und andere Nazi-Größen heraus. Die Neonazis gebieten heute – ganz offiziell – über 14 Buch- und 15 Zeitschriften- und Zeitungsverlage. Das Leib- und Magenblatt der neonazistischen NPD, die „National-Zeitung", ist die viertgrößte Wochenzeitung der BRD!

In einem Staat, in dem außerdem einstige faschistische Mörder lukrative Posten innehaben, in dem nur ein Bruchteil brauner Kriegsverbrecher verurteilt worden ist, in dem die neofaschistische NPD ihre braunen Zusammenkünfte unter Polizeischutz durchführen kann – in solch einem Staat nutzen entwurzelte Typen wie Ingo Kunze die zweifelhafte Freiheit, Gewalt zu predigen und zu praktizieren. Nicht nur mit Fäusten, Bierflaschen und Peitschen. Innerhalb von drei Jahren sind bei Rechtsradikalen über 500 Schußwaffen, darunter 43 Maschinenpistolen, mehr als 27 000 Patronen, nahezu 1,5 Tonnen Schwarz- und Treibladungspulver, etwa 20 Kilogramm Sprengstoff, über 120 Granaten und Handgranaten, über 20 – teils selbstgebastelte – Sprengkörper, zwanzig Raketen, außerdem Minen, Sprengköpfe für Panzerfäuste und anderes mehr sichergestellt worden.

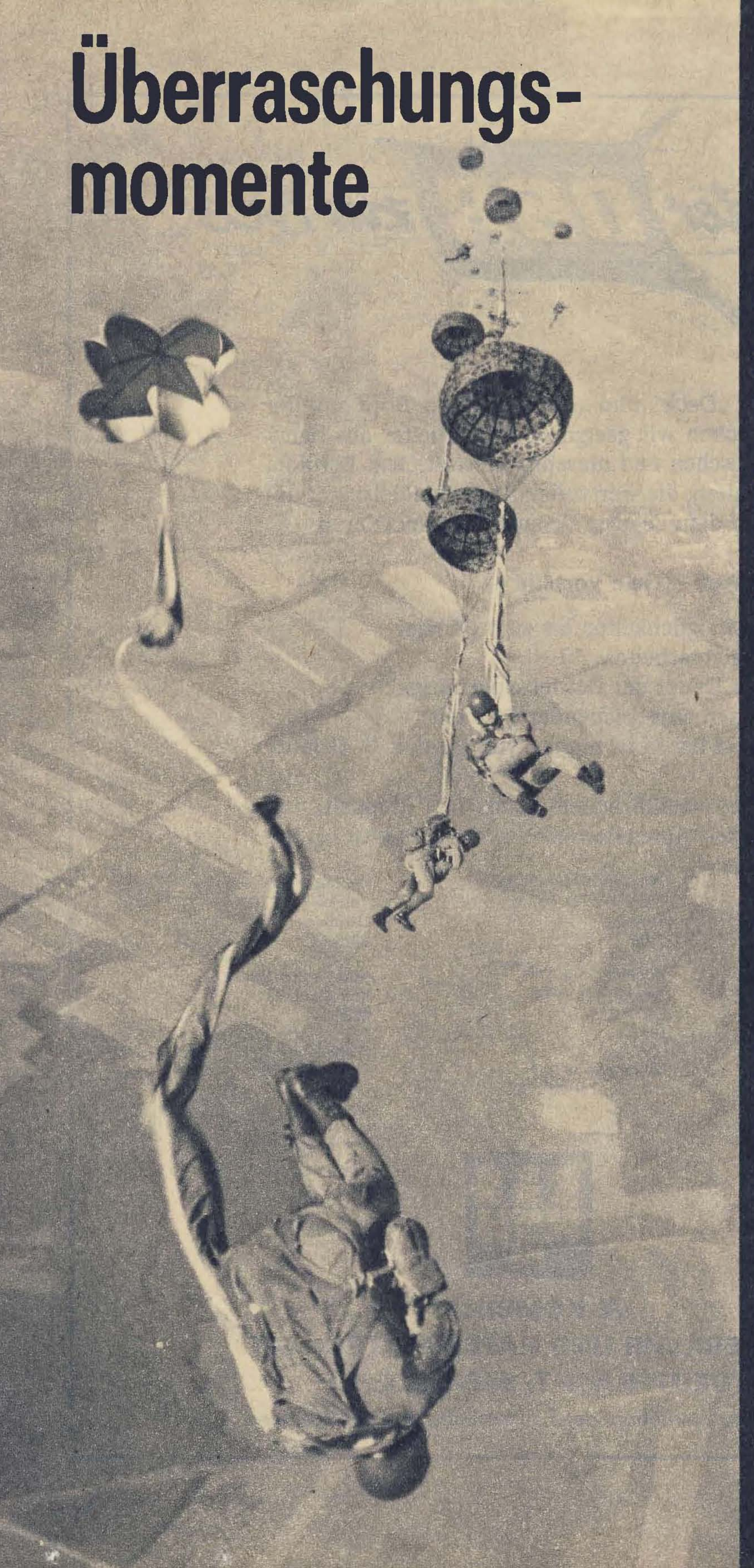
Bedrohliche Fakten. Doch die eigentliche Gefahr liegt weniger in der Zahl der Neonazis oder der Waffen. Es ist die Tatsache, daß sich junge Menschen zu solchen Typen wie Ingo Kunze entwickeln können – in einem Staat, der vorgibt, „freiheitlich-demokratisch" zu sein, dessen Ordnungshüter aber gegen Jugendliche vorgehen, die friedlich demonstrieren gegen drohenden Neofaschismus, für Arbeit, gegen USA-Raketen, für den Frieden ...

Text: Rainer Ruthe
Bild: Archiv (Als Hannes Wagner den Skinhead im Krankenhaus fotografieren wollte, drohte dieser, auf den Reporter loszugehen, so daß kein Bild von Ingo Kunze veröffentlicht werden kann.)



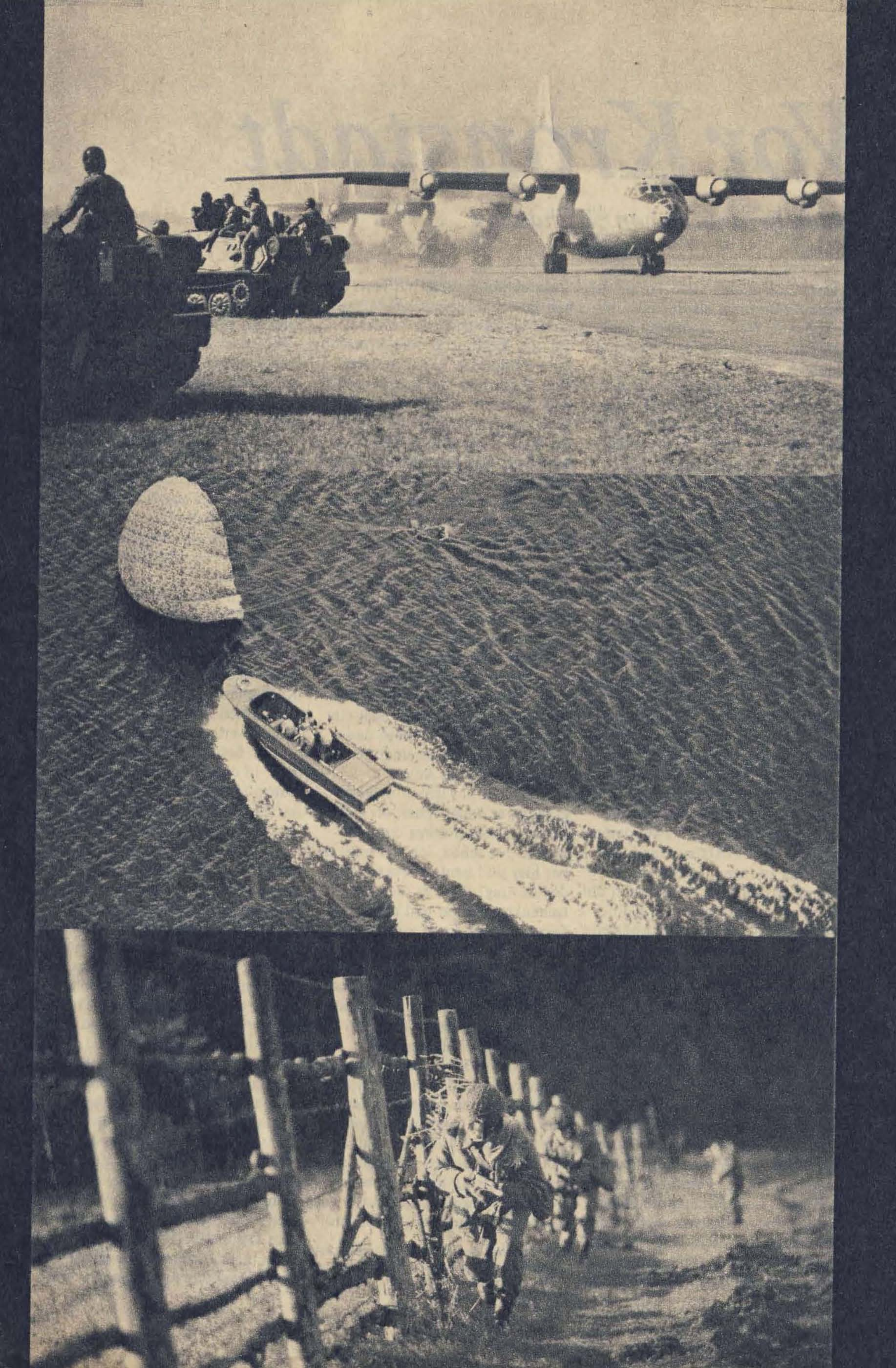
Skinheads aus der BRD in Dortmund: morgen werden sie Soldaten der Bundeswehr.

Überraschungsmomente



... sollen sie u. a. bei Übungen und Manövern setzen. Sie, das sind die Angehörigen der 6. Pomorsker Luftlandedivision der Polnischen Armee. Noch aber ist es für die Herbsteinberufenen nicht so weit. Zwar haben sie nach der achtwöchigen Grundausbildung die roten Barette, nach denen diese Spezialisten benannt werden, erhalten; auch tragen sie am linken Ärmel den weißen Fallschirm auf farbigem Grund – rot für die mot. Schützen, grün für die Artillerie und blau für die Luftlandepanzer. Doch bevor sie den ersten von insgesamt mindestens fünfzehn Sprüngen absolvieren, heißt es erst einmal üben, üben und nochmals üben. Sie müssen lernen, Aufklärer zu sein und Funker, Kraftfahrer und Taucher und vor allem gute Fallschirmspringer. Sie kennen ganz genau den Ausbildungsplan. Aber bevor sie bei einer Übung überraschend im Hinterland des „Gegners" auftauchen werden, hält noch mancher Tag – ob beim Springen im Gebirge oder über Wasser – auch für sie Überraschungselemente bereit.

Bild: Zołnierz Polski



Vor Kronstadt

Eine Erzählung von N. Shdanow

„Erschieße mich!" sagte Torbin mit dumpfer Stimme, als die ans Ufer brandende Welle wieder zurückflutete und das Getöse der Wasser abflaute.

Kulitschenko saß reglos da, den Rücken gegen die felsige Scholle gelehnt, die sie beide vor Einsicht vom Ufer her schützte. Das bläulich-graue schmale Gesicht des Stabsfeldwebels schien leblos, unter seinem Käppi lugten glatte Haarsträhnen vor, und der nasse Umhang blähte sich im Wind. „Erschieß' mich!" bettelte Torbin wieder, doch im Ton seiner Bitte lag so etwas wie Verachtung über den Kleinmut des Kameraden. Mühsam wandte er den Blick zum Meer. Braun, von schwarzen Streifen des Wellengekräusels zerschnitten, brandete es ans Ufer. Fern im blauen Dunkel der Meerenge erkannte das geübte Auge des Matrosen die gedrungenen, geduckten Linien der Forts und weiter hinten, über ihnen, die weite Kuppel der Kathedrale von Kronstadt. Kronstadt! Schmerzen im verwundeten Bein, in der verletzten Hand und im Hals zwangen Torbin, die Zähne zusammenzubeißen, um ein Stöhnen zu unterdrücken. Kulitschenko saß reglos und schweigend da wie zuvor. Torbin war ärgerlich und fast wütend. Ihm schien, wenn Kulitschenko den unsinnigen, hoffnungslosen Gedanken aufgab, ihn, Torbin, mitzuschleppen und ihn erschösse, dann wäre alles einfacher. Erstens würde dieser unerträgliche Schmerz in seinem Körper, der nun doch zu nichts mehr nütze war, aufhören, und zugleich fände das wachsam-ruhige Warten ein Ende, das Warten auf den Moment, da sie der Feind bemerkt. Er konnte ja nicht einmal die Hand heben, um wenigstens noch einen Faschisten zu töten. Und um Gotteswillen nicht in Gefangenschaft! Aber offenbar konnte dieser kleine Stabsfeldwebel nicht mit jener rauhen Entschlossenheit handeln, derer es in diesem Falle bedurfte. Tja, auf Rakitnitzki oder Kostschur wäre wenigstens Verlaß gewesen, aber dieser hier, der kriegte natürlich die Hand nicht hoch zu so was. Der denkt vielleicht: ‚Wie soll ich denn meinen Kameraden erschießen? Das sieht ja die Dienstvorschrift gar nicht vor ...!' Wenn es die Sache aber verlangt? Wenn nun kein anderer Ausweg blieb? Wäre es etwa besser, wenn sie alle beide stürben? Der Stabsfeldwebel wollte offenbar edelmütig sein, aber was weiter, wenn sie dieses Edelmuts wegen in der Folterkammer der Faschisten schmachten müßten? Und im Stab hätte man ohne sie beide auch nichts Neues über die Lage der deutschen Uferbefestigungen erfahren. „Bist ein Schuft!" schimpfte Torbin und schloß im Vorgefühl einer neuen Schmerzwelle die Augen.

‚Vielleicht bin ich zu nervös', grübelte er dann weiter, als der Schmerz wieder etwas dumpfer wurde. ‚Na schön, ich soll wohl lieber hier und heute sterben. Und der Auftrag? Wird es dieser Kulitschenko schaffen und allein hier herausfinden? Er ist nahezu ein Neuling in der Einheit. Der war auch bei Hanko nicht dabeigewesen. Und wer da nicht mitgemacht und bis an die Gurgel im Wasser der Schären gesessen hatte bei Minenwerferbeschuß, der konnte niemals ganz erfahren haben, was erbarmungslose Matrosenfreundschaft bedeutet. Überhaupt, was war dieser Kulitschenko schon für ein Seemann? Kaum ein halbes Jahr war er zur See gefahren, noch vor dem Krieg, und – lächerlich genug! – bloß auf 'nem Kutter von Krakow bis Rambow ...* Zu den Aufklärern war er gewiß nur deshalb geraten, weil er das hiesige Ufer gut kennt ...

Wie als Antwort auf Torbins Gedanken seufzte Kulitschenko und sank noch mehr in sich zusammen, als er versuchte, sich zu erwärmen.

‚Aha, seine Seele jammert, kann wohl nicht zu Kräften kommen', dachte Torbin wieder, als er hinübersah zu der unscheinbaren Gestalt des Kameraden.

„Bist feige, wie ich sehe", warf er nun schon mit unverhohlener Verachtung hin.

Kulitschenko sah ihn mit einem langen Blick an und schwieg dann weiter. Plötzlich mußte Torbin mit einem brennenden Schamgefühl daran denken, wie dieser kleine Kulitschenko ihn vor einigen Stunden mitten in der Nacht durch das Granatwerferfeuer geschleppt hatte, um im Schutze der Dunkelheit hier, in den Riffen des felsigen Ufers, Unterschlupf für sie beide zu finden. Eigentlich waren sie nur wegen Torbin in diese mißliche Lage geraten. Kulitschenko hatte gemeint, es sei unsinnig, jetzt so nahe an die Munitionslager heranzugehen; das war ihnen gar nicht befohlen worden, und sie hatten ja auch keinen Sprengstoff bei sich und nichts zum Anzünden, also mußten sie am besten erst mal weiter weg gehen. Doch er, Torbin, hatte vermutet, sein Kamerad habe nur Angst; darum wollte er die Zugänge zu den Lagerstätten näher inspizieren, um sie dann, wenn der Befehl dazu käme, zu sprengen.

Als sie bereits auf das Munitionslager zugekrochen waren, fühlte er unter seinem Knie einen flachen kleinen Gegenstand, einer Schuhkremdose ähnlich. Während der im selben Moment erdröhnenden Detonation begriff er, daß er auf eine Infanterie-Mine geraten war. Gleich darauf begannen deut-

* In der Seemannsprache der Baltischen Rotbannerflotte Bezeichnung für Kronstadt und Oranienbaum – d. Verf.



sche Minenwerfer von irgendwoher in Richtung der Detonationsstelle zu feuern. Aber der kleine Stabsfeldwebel zerrte ihn bereits geschickt zur Seite, ihn, der betäubt und vor unerträglichen Schmerzen schweißnaß war. Offenbar hatte er ihn dann noch irgendwo verbunden, denn Torbin fühlte, daß seine Knie, der Hals und die Handgelenke jetzt von einer Binde und mit einem Fetzen schwarzen Stoffes, wahrscheinlich war es das Futter seiner Matrosenjacke, sorgsam umwunden waren.

Torbin blickte wieder zu seinem Kameraden hinüber. Dessen Gesicht war grau vor Erschöpfung und Hunger. Aber seltsamerweise fühlte Torbin keine Dankbarkeit für diesen Mann. Warum hatte er ihn auch mitgeschleift? Welches Recht hat dieser grüne Junge, zu glauben, er, Torbin, wisse nicht, was er redet! Für Torbin stand seit eh und je fest: Wenn er einmal im Hinterland des Feindes schwer verwundet würde, dann bliebe nichts anderes, als sich zu erschießen oder die Kameraden zu bitten, es für ihn zu tun.

‚Also muß ich's selber probieren', dachte Torbin. Seine Gedanken arbeiteten so angestrengt, daß ihm die Augen brannten. Er wußte, daß er es mit der Pistole nicht schaffen würde, aber noch waren ja Handgranaten da. Zwei hingen stets an seinem Koppel.

Den ganzen Körper zur Sehne gespannt, vor Schmerz fast aufschreiend, wandte er dem Stabsfeldwebel den Rücken zu, um unbemerkt den Zünder aus dem Patronengurt zu ziehen, den er stets als Zeichen von lässiger Eleganz, seemännischer Verwegenheit und zwecks größerer militärischer Bequemlichkeit beim Gefecht quer über der Brust trug. Nach fast fünf Minuten gelang es ihm, den Zünder einzusetzen, aber er war so ermattet, daß er vor Schmerz und Schwäche ohnmächtig wurde. Als er zu sich kam, bemerkte er, daß Kulitschenko in seine neben sich liegende Matrosenmütze sachlich und konzentriert aus den Taschenecken winzige feuchte Machorkakrümel schüttelte. ‚Er merkt es nicht', dachte Torbin erleichtert.

Heftiges Verlangen nach einem Zug kräftigen Machorkarauchs stieg plötzlich in ihm auf. Vielleicht sehnte er sich nach allen irdischen Freuden, die er nun für immer lassen mußte. Er betrachtete die Handgranate und war zufrieden. Nun brauchte er nur noch hinter den großen Findling zu kriechen, um den Stabsfeldwebel nicht zu verletzen.

Er malte sich aus, wie Kulitschenko staunen würde, wenn er die Detonation hören und erkennen würde, daß er, Torbin, ihn so sang- und klanglos auf Matrosenart von der Sorge um sich befreit hatte. Zuerst würde es ihm unangenehm sein, aber bald mußte er begreifen, daß es niemanden mehr zu retten gab und er sich auf seine Aufgabe konzentrieren konnte, also sich in Sicherheit zu bringen und die in Erfahrung gebrachten Angaben zu übergeben. Alles war ja so einfach. ‚So und so', wird er dem Oberleutnant mitteilen, ‚Auftrag erfüllt. Lege Angaben des Spähtrupps in schriftlichem Schema bei. Führer des Spähtrupps, Hauptfeldwebel Torbin, der schwer verwundet wurde, hat sich in die Luft gesprengt, weil er nicht zur Last fallen und nicht bei der Durchführung des Auftrags hinderlich sein wollte.'

„Wo willst du hin?" fragte Kulitschenko, als er bemerkte, daß sich der Verwundete regte und davonkriechen wollte.

„Ich will hinter den Findling da ... In 'ner heiklen Angelegenheit." So rasch er nur konnte, robbte er auf den großen Stein zu und drückte mit einem Ruck, an nichts anderes mehr denkend, die Granate mit dem Ellenbogen gegen die kleinen feuchten Steine, beugte sich über sie hin und zerrte mit den Zähnen am Sicherheitssplint. Den Ruck, mit dem Kulitschenko die Granate unter Torbins Kopf hervorzog, empfand jener anfangs als Detonationswelle, weil sein ganzes Sein in diesem Augenblick die Detonation erwartet hatte. Als er jedoch das von Mißbilligung und – was noch weitaus schlimmer war – unverhohlener Verachtung entstellte Gesicht Kulitschenkos vor sich sah, rappelte sich Torbin verwirrt hoch und setzte sich hin. Jetzt hatte er das Gefühl, als habe er etwas Schändliches tun wollen und sei in flagranti ertappt worden. Unbegreiflich, woher dieses Gefühl kommen mochte. Er hatte doch alles im voraus gut durchdacht. Seiner Meinung nach wurde die Tat geradezu diktiert von der Furchtlosigkeit eines Matrosen, von der Todesverachtung, ohne die ein Kundschafter lieber die Finger lassen sollte von seinem schweren Dienst; und für ihn stand der Auftrag über allem anderen; das Leben und alle möglichen Sentiments kamen erst später an die Reihe. Und nun auf einmal dieses seltsame Schuldgefühl ...

„Was hast du dir denn dabei gedacht? Wolltest wohl Krach machen und die Faschisten herbeirufen?" fuhr ihn Kulitschenko böse an. „Du denkst immer bloß an dich!" Er verstummte plötzlich und sprach dann bis zum Abend kein einziges Wort mehr mit ihm.

Es begann zu regnen. Der feuchte Gewitterhimmel senkte sich bis dicht übers Meer hernieder. Aber der Wind legte sich bald, und bevor sie die Ufersteine zu erreichen vermochten, schlugen die Wellen träge an das vorstehende Ufer.

Den ganzen Tag über hatten die beiden Matrosen dagesessen, zwischen den Steinen versteckt und in schmollendes Schweigen gehüllt. Nur einmal, als ein kleiner deutscher Kutter ganz in ihrer Nähe vorbei gekommen war und sich, nachdem er gewendet hatte, dem Ufer noch mehr näherte, hatte Kulitschenko Torbin mit einem langen, gleichsam abwägenden Blick angesehen und ihm mit der Hand gewinkt, damit dieser seinen hinter den Steinen hervorlugenden Kopf verberge. Sie wurden aber vom Kutter aus nicht bemerkt. Später waren über ihnen feindliche Soldaten im Laufschritt am Ufer entlanggeeilt, ab und an nach dem flachen, tiefliegenden Kronstädter Ufer hinüberschielend, als fürchteten sie, man könnte sie dort drüben bemerken und das Feuer eröffnen.

Gegen Abend kam dann ein Motorradfahrer direkt auf sie zu. Er stieg ab, tappte zwischen Steinen umher, verrichtete seine Notdurft und fuhr eilig davon. Die Geschützbatterien schwiegen beiderseits, das lag wohl an der schlechten Sicht um diese Zeit.

Torbin lag auf der Erde, er litt schrecklich vor Schmerzen und Kälte. Dann und wann blickte er hinauf zu den lautlos über ihn hineilenden schmutziggrauen Wolken. Bald ließ der Schmerz nach, bald verstärkte er sich derart, daß Torbin mit den Zähnen knirschte. Torbin harrte des Einbruchs der Dunkelheit, und erbost dachte er daran, daß der kleine Stabsfeldwebel ihn wieder über das Ufergeröll schleifen würde, immer dicht am Wasser entlang, und daß sie vor den Schützengräben, wo die deutschen Posten dicht bei dicht stehen und wo man sehr behende robben und dann im ausgetrockneten Bett eines Baches bis zur ersten Stellung der Roten Flotte laufen mußte, „einbrechen" würden.

Als es dunkelte, trat Kulitschenko auf ihn zu und sagte leise, aber deutlich:

„Du warst der Spähtruppführer; jetzt aber übernehme ich das Kommando. Ich hab' für dich nur einen Befehl: Bleibe hier liegen! Eine Handgranate vertraue ich dir auch an. Da, nimm schon! Der Zünder ist eingesetzt. Sollten sich die Faschisten nähern, dann kannst du abziehen, im anderen Falle aber bringe mir die Matrosenehre nicht in Verruf! Verstanden?" Torbin hörte, wie das Ufergeröll unter dem Tritt des davongehenden Stabsfeldwebels knirschte. Er betastete die rauhe, stählerne Oberfläche der Handgranate und biß sich auf die Oberlippe, bis es ihn schmerzte. Der Gedanke, daß der kleine Stabsfeldwebel ihn jetzt ganz einfach verachtete, sengte ihn wie die Berührung heißen, eben erst gehärteten Eisens. Offensichtlich hatte Kulitschenko beschlossen, allein zu den eigenen Linien vorzustoßen, um die ermittelten Angaben hinzubringen, auf die man wartete.

Torbin litt unter der Einsamkeit, aber der Gedanke an den Tod kam ihm nicht mehr.



In der Nacht legte ein Boot am Ufer an. In seinem schweren, schmerzensreichen Halbschlaf fühlte Torbin dumpfe Granateinschläge in der Nähe, er hörte das Klatschen der niederschlagenden Fontänen auf das von den Geschossen aufgewühlte Wasser und die Laute verhaltener Kommandostimmen, die ihm seltsam bekannt vorkamen. Dann plätscherte eine Bugwelle ganz in seiner Nähe, dicht neben seinem Kopf vernahm er die Stöße des Wassers an der Bordwand des Bootes...

Als Torbin die Augen öffnete, war es schon fast hell. Er lag auf dem Boden eines motorisierten Ruderbootes, und zu seiner Linken sah er eine uralte Granitmauer vorbeiziehen. Er erblickte herbstlich gefärbte Ahornbäume vor einem Holzhäuschen und erkannte Kronstadt. Dann wurden die Deiche mit den hoch über ihnen aufragenden Schnäbeln der großen Hebekräne sichtbar. Ein Minensuchboot lud Kohle vor einer wohlgeordneten Reihe alter und neuer Kanonenboote. Am Pier schwankten Kutter und Schiffe. Die Silhouetten der Häuser drängten sich aneinander, die Granitmauern der Anlegestellen und Docks. Torbin erkannte Eisen, Stein und Wasser des geliebten Heimathafens. Er rappelte sich hoch, stemmte den Ellbogen auf und glupschte mit weit offenen Augen um sich her.

„Ist er zu sich gekommen, wie?“ sagte ein Torbin unbekannter Matrose, ohne von seinem Ruder abzulassen.

Vom Bug her näherte sich ein kleiner, in eine Zeltbahn gehüllter Matrose und beugte sich über ihn.

„Na, zu leben ist's wohl doch leichter?“ vernahm er nun eine aufmunternde Stimme und sah über sich das lächelnde Gesicht Kulitschenkos.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer
Illustration: Karl Fischer

„Die Sittlichkeit der Literatur besteht darin, daß sie an die besten Eigenschaften des Menschen appelliert.“
Tschingis Aitmatow

AR berichtet von einem Literaturnachmittag im Hans-Beimler-Regiment. Es ging:

Rund ums Lesen und Schreiben



Zweiunddreißig Grad im Schatten. Sie hatten einen schweren Tag hinter sich, die Nachrichtensoldaten, Aufklärer, mot. Schützen, Panzermänner, Militärkraftfahrer. Die Uniformen klebten am Körper. Selbst den Kernigsten unter den jungen Männern war anzusehen, wie sehr sie den Dienstschluß herbeiwünschten an diesem tropischen Julitag. Dennoch gab es fünfzehn Genossen, die sich nicht wie die meisten spornstreichs unter den kalten Duschen drängelten. Sie hatten noch eine Verabredung besonderer Art. Und weil's allen so am besten gefiel, schnappten sie sich Stühle, zwei Kästen kühle Brause, ein paar Aschenbecher, setzten sich im Kreise ins grüne Gras und nahmen ihren Gast in die Mitte: den Frankfurter Schriftsteller Hans Joachim Nauschütz.

Über Bücher, übers Schreiben und Lesen wollten sie reden. Die Betonung liegt auf „wollten“. Denn die sich hier zusammengefunden hatten, waren nicht auf Befehl und nicht zu einer „Maßnahme“ gekommen, sondern weil Literatur sie interessiert, weil sie gern lesen und Fragen haben. Mit denen hielten sie dann auch nicht hinterm Berge.

Zunächst jedoch sollten sie erfahren, daß ihr Gast einst in ebendieser Kaserne gekämpft und geschwitzt hat so wie sie. Fast auf den Tag vor dreiundzwanzig Jahren war Hans Joachim Nauschütz im Hans-Beimler-Regiment als Soldat eingerückt. Nachrichtenunteroffizier war er.

Generationen von Schülern und Studenten hatten später bei ihm Unterricht in Deutsch und Geschichte; er war mit Freude Lehrer, zwanzig Jahre lang. Nebenher begann er mit dem Schreiben. Es wurde sein zweiter Beruf. Nun ist er mitten in der Arbeit an seinem vierten Buch. Es wird im Militärverlag erscheinen. Auch wenn es



noch eine gute Weile dauert, sollte man sich schon immer den Titel merken: „Die Nabelschnur".

Aus dem Manuskript las Nauschütz eine Passage. Mit großer Aufmerksamkeit folgten die fünfzehn Genossen der Geschichte von Oberleutnant Ullrich Waldeck, der später Kommandant auf einem Schiff der Volksmarine sein wird, und seinem Vater, der zu anderer Zeit und zu anderem Zweck Uniform und Waffe trug. Nichts weiß der Sohn vom Leben seines Vaters, nichts davon, was der als Wehrmachtssoldat, Kriegsgefangener, Partisan durchlebt hat. Es interessiert ihn nicht, und der Vater spricht nicht davon. Ullrich will seinen Weg gehen, ihn kümmert nicht, wo sein Leben wurzelt. Die Frage: Wo kommen wir her, wie nehmen wir an, was vor uns war und zu unserem Leben gehört, stellt sich der junge Offizier nicht. Nachdem er seinen Vater zu Grabe tragen mußte, findet er in der Hinterlassenschaft dessen Aufzeichnungen. Ullrich begreift, dieses gelebte Leben geht ihn an, fordert seine Haltung heraus. Ein bemerkenswerter Konflikt.

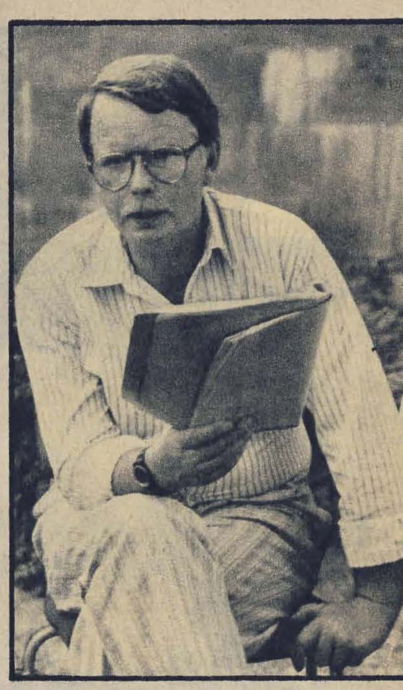
Nachdenkliche Stille, nachdem der Autor das Manuskript beiseite gelegt hat. Doch die hier saßen, sind keine Schweiger. Unterleutnant Mario Lüdtke, Panzerzugführer, meldete sich als erster. Er ist Mitglied des Zirkels schreibender Soldaten des Militärbezirkes Neubrandenburg, hat schon Lyrik veröffentlicht und wollte nun wissen: „Kann ein Schriftsteller überhaupt etwas schreiben, das nicht auf irgendeine Weise autobiographisch ist?" „Gleich so ein schweres Geschütz", lachte Nauschütz und gab Antwort. Ja, Ausgedachtes und Erlebtes verweben sich beim Schreiben. Das bedeutet aber nicht Verlust an Wirklichkeitsnähe und Wahrhaftigkeit. Menschen, die ihn beeindrucken, ihre Denkweisen, Lebenshaltungen, Sehnsüchte, sie

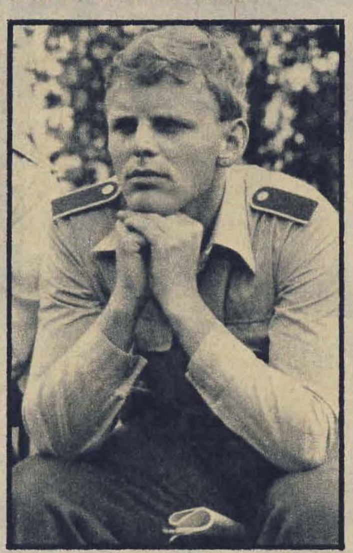


◀ *Unterleutnant Mario Lüdtke hat schon beachtenswerte Lyrik veröffentlicht*

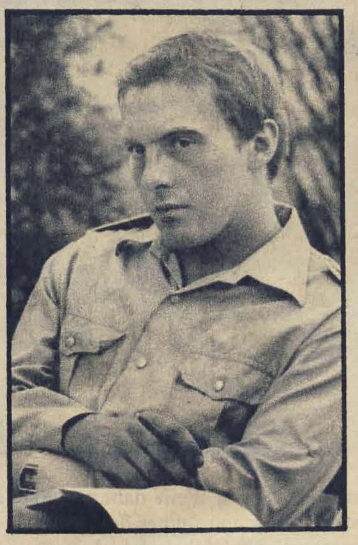
▶ *Der Schriftsteller Hans Joachim Nauschütz liest ...*

▼ *... und die Genossen folgen der Geschichte aufmerksam*





▶ *Soldat Torsten Hegert notierte wichtige Gedanken, um sie mit in seine Einheit zu nehmen*



finden Eingang in den Erzählstoff, erfuhren die Genossen. „Ich bin befreundet mit einer Brigade Rationalisierungsmittelbauer im Eisenhüttenkombinat Ost, prima Burschen, Alleskönner. Da lerne und erfahre ich ungeheuer viel. Das ist nicht anders bei den Genossen der Volksmarine, mit denen ich auf Seetörn war, um in diesem neuen Buch detailtreu zu sein. Auch meine Arbeit als Parteisekretär im Schriftstellerverband oder mit unseren Nachwuchsautoren, für die ich verantwortlich bin – alles das sind Begegnungen, die sich in Verstand und Seele absetzen und irgendwann beim Schreiben wieder auftauchen. Diesem Buch liegen authentische Vorgänge in meiner Familie zugrunde. Das sind Dinge, die könnte ich gar nicht erfinden. Was der Vater im Buch erlebte, hat sich so zugetragen in den Jahren von 1939 bis 45."

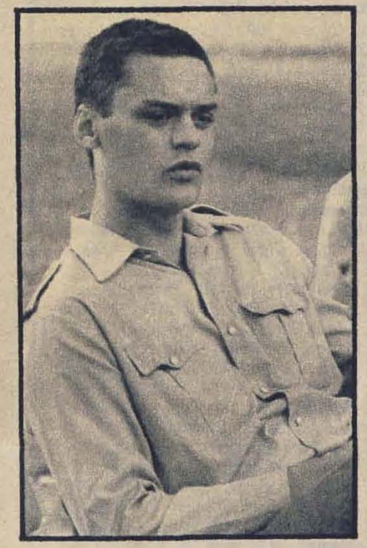
Verwobensein von Vergangenem und Gegenwärtigem. Das Zurückliegende berührt uns auf jede erdenkliche Weise. Wir können uns nicht abnabeln von der Vergangenheit, im Kleinen nicht und nicht im Großen, meinte der Autor. Man fühlte sich erinnert an Tschingis Aitmatow, der diesen Gedanken in seinem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" zu Weltliteratur ausreifen ließ.

Eifrig hatte sich Soldat Torsten Hegert Notizen gemacht. Ein bißchen Anlauf brauchte er schon, bis er sich dann doch zu Wort meldete und seinem Ärger Luft machte: „Nie kriegt man die Bücher zu kaufen, die man haben will! Ich renne hinter Maxie Wanders Buch her. Klar, Leseland DDR, alles schleppt sich Bücher nach Hause, ist ja auch völlig in Ordnung. Aber warum druckt man nicht mehr?" Wenn's so einfach wäre! Großes Staunen, als Genosse Nauschütz mal ein paar Zahlen gucken läßt: In der DDR erscheinen über 6 000 Titel pro Jahr in einer Auflage von etwa 140 Millionen Stück. Und trotzdem reicht es nicht. Eine Tatsache, um die uns andere Länder beneiden. Schließlich steht es einem Staat gut zu Gesicht, wenn seine Bürger überdurchschnittlich viel lesen und freudig Schlange stehen vor Buchhandlungen und auf Buchbasaren. Papier ist knapp und teuer, da will klug bedacht sein, wie man die Bedürfnisse nach Lehr-, Koch-, Hunde-, Garten-, Kunst- und sämtlichen anderen Büchern befriedigt. Einverstanden. Soldat Hegert wollte aber noch wissen, warum ein ehemaliger Lehrer ausgerechnet über die NVA schreibt. „Es ist meine Überzeugung", antwortete Genosse Nauschütz, „daß man sich als Schriftsteller zur Landesverteidigung und zu unserer Armee bekennen muß, und das nicht nur mit freundlichen Grüßen am 1. März. Im Lebenslauf jedes jungen Mannes bei uns gibt es achtzehn Monate, die für ihn wichtig, außergewöhnlich und unersetzbar sind. Daran kann man doch nicht vor-



◀ *Über Ernstes wurde auch heiter gesprochen*

▼ *Belesen und bereit zum Meinungsstreit: Unteroffizier Thorsten Jahn*



bei. Die Armee und ihre Soldaten sind Teil unseres Volkes, unseres Lebens, darüber muß es Bücher geben. Gute, realistische Bücher! Oder seht ihr das anders?"

Lebhafte Zustimmung. Major Heinicke nutzte die Gelegenheit, ein Mitglied des Schriftstellerverbandes auf heimischem Rasen zu haben, und erntete den Beifall seiner Genossen, als er vorschlug: „Es gibt Männerprotokolle, es gibt Frauenprotokolle. Wie wäre es denn mal mit Soldatenprotokollen? Die würden garantiert gelesen werden. Thema könnten die sozialistischen Beziehungen der Armeeangehörigen untereinander sein. Das könnte ein wirklicher Spiegel des Soldatenlebens werden, ehrlich, unverzerrt. Darin müßte alles Positive bewahrt und die Ursachen für Kritikwürdiges aufgedeckt werden. So ein Bändchen wäre unterhaltsam und erzieherisch zugleich, wenn es gut gemacht ist. Schlag es doch mal vor, Genosse Nauschütz!" Der lachte ob der eifrigen Unterstützung dieser Gedanken durch die ganze Runde. Wird gemacht, ist versprochen; warten wir es ab.

Die Stimmung war merklich gelöster geworden, der rechte Moment für den Gast, nun seinerseits zu fragen, was denn die Genossen so lesen und was sie zu lesen wünschen.

Ziemlich schroff klang der erste Satz aus dem Munde von Unteroffizier Thorsten Jahn: „Ich bin Kfz-Gruppenführer, habe den Kopf voll und will nach Dienstschluß nichts von Problemen und Konflikten lesen!" Peng! Pause. Keiner sagte was. Und dann die Überraschung. Dieser junge Mann ist beileibe kein Büchermuffel. Vielmehr erwies er sich als sehr belesener und sachkundiger Literaturfreund: „Vor der Armeezeit habe ich die Bücher verschlungen. Manches las ich zwei-, dreimal. Mein Vater hatte mir mal Jurij Brežans ‚Semester der verlorenen Zeit' empfohlen. Ein großartiges Buch. Mein absolutes Lieblingsbuch aber ist ‚Die Abenteuer des Werner Holt'. Ich habe es zehnmal gelesen, kenne es in- und auswendig. Für mich bleibt es das beste, solange es nichts Besseres gibt. So ein Buch müßte es über unsere Armee geben. Die Leute müssen wissen, wie der Armeedienst ist, mit allem, was gut und was noch nicht gut ist. Ein knallhartes, ehrliches Buch müßte das sein, ohne Schmus. Unsere Armee ist was Großes, und darüber kann man nicht kleinkariert schreiben. Außerdem finde ich, daß es viel mehr Filme über unsere Armee geben müßte, also zunächst mal gute Drehbücher. ‚Drost', das war doch was, ‚Wiesenpieper', ‚Katzensprung', das waren doch gute Filme. Aber davon brauchen wir viel mehr."

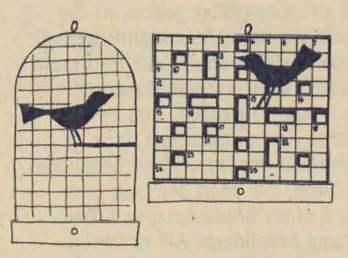
Der da angeblich nichts mit Problemen zu schaffen haben wollte, hatte über eines der wichtigsten gesprochen: das Bedürfnis der Armeeangehörigen nach realistischer Literatur über sich und ihr Soldatsein, über Bewährung, Reibung und Reife in dieser so wichtigen Zeit, in der den jungen Männern der Schutz des sozialistischen Vaterlandes anvertraut ist und die ihr Leben danach deutlich prägt. Ein herrliches Thema, eine Herausforderung an die Schriftsteller. Ganz in diesem Sinne war darüber auf der XIV. Parteidelegiertenkonferenz in den Streitkräften diskutiert worden. Und die Diskussion ging weiter, hier auf dem kleinen Rasenstück vor dem rosenumstandenen T-34 im Hans-Beimler-Regiment.

War gut, hat Spaß gemacht, sowas müßte es öfter geben, so die Genossen beim Auseinandergehen. Er habe sich wohlgefühlt in diesem kleinen Kreis aufgeschlossener, streitbarer Genossen, und er nehme Anregungen mit nach Hause, so der Gast. Zwei nützliche Stunden, die nach der Last und Hitze eines Soldatentages Erfrischung besonderer Art brachten.

Text: Karin Matthées
Bild: Hans-Günter Bredow

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Edelstein, 5. Stadt in der Türkei, 9. Talsperre im Bezirk Dresden, 13. Nachtschattengewächs, 15. ungesättigter Kohlenwasserstoff, 17. ostasiatisches Metallbecken, 18. griechische Insel, 19. Staat der USA, 20. Bürde, 22. Nebenfluß der Drau, 24. Oper von Bellini, 27. Anfang, Spitze, 29. engl. Fluß, 31. Speisefisch, 34. Gemahlin des Zeus, 36. Ballspiel zu Pferd, 37. Verpackungsgewicht, 39. Tand, 40. Stadt in den Niederlanden, 42. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 43. sibirischer Strom, 45. Autor des Romans „Der Aufenthalt", 48. Stammvater eines Riesengeschlechts, 50. ehemaliger türkischer Titel, 52. Lehre vom römischen Recht, 54. Blaupigment, 56. nordamerikanischer Dichter des vor. Jh., 57. Bergeinschnitt, 59. Speisefisch, 60. Handfangnetz, 65. Strom in Westafrika, 68. Rat, Hinweis, 69. Nordwesteuropäer, 70. Geschoß mit Treibladung für Feuerwaffen, 72. Mineral, 75. Takt, Ebenmaß, 77. Nebenfluß der Donau, 78. Berg, Vorgebirge, 80. alter Name für die Britischen Inseln, 81. Klagelied, 82. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 84. längster Strom der Erde, 86. Komponist der Oper „Elektra", 88. Uranusmond, 90. Kreisstadt im Bezirk Neubrandenburg, 91. Nebenfluß des Rheins, 92. Verbindungskanal zwischen Balaton und Donau, 93. zeitlich geordnetes Urkundenverzeichnis, 96. Zwangslage, 100. Zitatensammlung, 102. Gewässer, 104. Raum außerhalb des Spielfeldes, 105. Angehöriger eines germanischen Volkes, 106. Hieb- und Stichwaffe des Mittelalters, 107. heftige Verneinung, 109. norwegischer Mathematiker des vor. Jh., 112. Überbleibsel, 115. Sinnesorgan, 117. Roman von Lem, 119. ägyptische Göttin, 120. Auswahl, Auslese, 121. kleine Hautöffnung, 122. Wut, Zorn, 124. deutscher Rechenmeister, 126. Wunschbild, 129. Bezirk der DDR, 131. Name der Berliner Funkwagen, 132. Ätzstein, 135. Lebenshauch, 137. Gestalt aus „Eugen Onegin", 139. Stippvisite, 140. Ausgelassenheit, 143. altgriechischer Mathematiker, 144. Handturngerät, 145. Indoeuropäer, 146. Teil der Funkanlage, 147. Maurerwerkzeug, 148. zugeteiltes Maß.



Senkrecht: 1. Gewebe, 2. Hochland in Mittelasien, 3. älteste lat. Bibelübersetzung, 4. Oper von Massenet, 5. Reinigungsmittel, 6. Beule, 7. Name, 8. Kalifenname, 9. Bleistifteinlage, 10. Stadt in Argentinien, 11. Lärm, Radau, 12. deutscher Erzähler, gest. 1910, 14. Korbblütler, 16. ital. Fluß, 21. aufrecht stehende Steinplatte, 23. chemisches Element, 25. Nebenfluß der Elbe, 26. Stern im Sternbild Walfisch, 28. ungarischer See, 30. erzählende Dichtung, 32. Ackerunkraut, 33. Volk in Afrika, 35. Art der Fortbewegung, 38. einer der „Drei Musketiere", 41. Eingabe, 42. Fluß im Kaukasus, 43. Ort im Spreewald, 44. Furche, Rinne, 46. weiblicher Vorname, 47. Stadt im Bezirk Halle, 49. Wasserweg, 50. Bühnenaufzug, 51. Dorf der Turkvölker, 53. Gruppe einer Ware, 55. Grünfläche, 58. Wüstenform, 61. Schulterstück auf Uniformen, 62. ital. Schauspielerin, 63. Holz-, Metallteilchen, 64. Oper von Donizetti, 66. Laubbaum, 67. chemisches Element, 71. Olympiasieger im 30-km-Skilanglauf 1968, 73. deutsche Spielkarte, 74. Gestalt aus „Rienzi", 76. islamischer Rechtsgelehrter, 77. Gebirgsstock auf Kreta, 79. kolloide Lösung, 83. Speisewürze, 85. Flüßchen im Harz, 87. mittelital. Stadt, 89. Biene, 90. Verhältniszahl, 93. marxistischer Literaturkritiker, NPT, gest. 1954, 94. Strom im Norden Vorderindiens, 95. Stadt in der ČSSR, 97. Nebenfluß der Rhône, 98. schlankes, geschmeidiges Raubtier, 99. in geheime Künste Eingeweihter, 101. Nebenfluß der Kura, 102. japanische Münze, 103. Lebensgemeinschaft, 104. Gestalt aus „Egmont", 108. Schwertlilie, 110. Gemälde, 111. Bündnis, Vereinigung, 113. Stockwerk, 114. Destillationsprodukt, 115. römischer Kaiser, 116. Holzstäbchen zum Verschließen von Wurstenden, 117. altrömisches Obergewand, 118. Astrolog Wallensteins, 123. psychisch bedingte Art des Empfindens, 125. Stadtteil der ungarischen Industriestadt Várpalota, 126. Schneeleopard, 127. Schwermetall, 128. Pfütze, 130. Gestalt aus „Die Fledermaus", 131. drawidische Sprache, 132. weiblicher Vorname, 133. kurzärmliger Pullover, 134. französische Industriestadt, 136. Trockengebiet im Nordwesten Vorderindiens, 138. Haltetau der Gaffel, 141. sowjetischer Schriftsteller, gest. 1972, 142. Mutter der Nibelungenkönige.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 60, 109, 12, 39, 76, 118, 62, 34, 144, 140, 43, 134 und 48 ergeben die Bezeichnung für einen Teil der Artilleriemunition. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 11. 1986. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25,–, 15,– und 10,– Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 11/86. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 9/86

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Offizier für militärische Körperertüchtigung. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Gerät, 4. Rosalinde, 10. Anruf, 13. Amor, 14. Igor, 15. Tunis, 16. Meer, 17. Sieg, 18. Esino, 19. Sims, 21. Abo, 23. Leda, 25. Elen, 28. Tournee, 31. Mime, 33. Raserei, 35. Enragés, 36. Anna, 37. Oste, 38. Kapella, 41. Liman, 44. Übermut, 48. Euler, 49. Interesse, 54. Gerda, 55. Iam, 56. Ito, 57. Pantoffel, 62. Ölsardine, 66. Geher, 69. Legat, 71. Ter, 72. Creme, 75. Asam, 76. Knabe, 77. Dumas, 79. Ales, 80. Lek, 81. Set, 82. Bad, 83. Opus, 86. Terni, 87. Eidam, 88. Lebe, 90. Renan, 91. Epi, 93. Dinar, 94. Knall, 96. Äthiopien, 100. Übersicht, 105. Rif, 107. Aga, 108. Gaden, 109. Edelstein, 111. Lanze, 112. Rosette, 116. Agnes, 119. Tetanie, 123. Iler, 124. Emil, 125. Hoffman, 127. Zoologe, 130. Aloe, 131. Italien, 135. Abel, 136. Laos, 138. Lar, 139. Atem, 142. Galle, 143. Lena, 144. Ehre, 145. Unrat, 146. Star, 147. Biss, 148. Ringe, 149. Feldwebel, 150. Einer.*

Senkrecht: *1. Gatter, 2. Rennes, 3. TASS, 4. Romm, 5. Orest, 6. Aarau, 7. Iason, 8. Diele, 9. Egge, 10. Area, 11. Reisig, 12. Flores, 20. Ideal, 22. Brehm, 24. Deneb, 26. Lava, 27. Nele, 29. Opal, 30. Egon, 31. Maar, 32. Meru, 34. Inari, 35. Etüde, 38. Krepp, 39. Polen, 40. Largo, 42. Item, 43. Alei, 45. Eiger, 46. Marti, 47. Trage, 50. Nie, 51. Talg, 52. Stör, 53. Sol, 58. Ares, 59. Team, 60. Flunkerei, 61. Ehe, 63. Sarabande, 64. Dora, 65. Name, 67. Etesien, 68. Erdteil, 69. Labor, 70. Gabun, 73. Ellen, 74. Ester, 76. Ket, 78. Sam, 84. Pest, 85. Sari, 88. Lisi, 89. Bach, 92. Pan, 94. Knie, 95. Lüge, 96. Ärger, 97. Hades, 98. Ornat, 99. Erd, 101. Bai, 102. Salut, 103. Canon, 104. Tiefe, 106. Flug, 107. Atze, 109. Egeln, 110. Notiz, 113. Odol, 114. Elfe, 115. Tiara, 116. Arzt, 117. Nella, 118. Sète, 120. Eloge, 121. Aula, 122. Inge, 125. Hangar, 126. Fohlen, 128. Oberon, 129. Elster, 131. Isere, 132. Aland, 133. Irene, 134. Narbe, 136. Lese, 137. Olaf, 140. Teil, 141. Muse.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus Heft 6/86 waren: Gefr. Uwe Schwab, 2825 Hagenow, 25,– M; Christine Loßmann, 7904 Elsterwerda, 15,– M, und Horst Clauß, 4350 Bernburg, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14 15 16
17 18 19
20 21 22 23
24 25 26 27 28 29 30 31 32 33
34 35 36
37 38 39 40 41
42 43 44 45 46 47 48 49
50 51
52 53 54 55
56 57 58 59
60 61 62 63 64 65 66 67
68 69
70 71 72 73 74 75 76
77 78 79
80 81
82 83 84 85
86 87 88 89 90
91 92
93 94 95 96 97 98 99
100 101 102 103 104
105 106
107 108
109 110 111 112 113 114 115 116 117 118
119 120 121
122 123 124 125
126 127 128 129 130 131 132 133 134
135 136 137 138
139 140 141 142 143
144 145
146 147 148

leser-service



ar-markt

Biete „Die Landstreitkräfte kapitalistischer Staaten“, „Jagdflieger greifen an“, „Panzer und Panzertruppen“, „Militärhistorische Miniaturen“, „Prunkwaffen“, „Europäische Hieb- und Stichwaffen“ – Suche AR-Jahrgänge 1956–1975: Jörg Helling, Pestalozzistr. 14, Hettstedt, 4270 – Biete Motorkalender 1973–1986, „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen“, „Jagdflugzeuge“ – Suche „Der deutsche Militarismus“ Bd. 2, Fliegerjahrbuch 1962, „Sowjetische Flugzeuge“: Norbert Schulze, Str. der Einheit 15, Jüterbog, 1700 – Biete Material über Raumfahrt, Typenblätter aus AR, Waffenkartei aus „Visier“ – Suche MTH „Panzerabwehrlenkraketen“, „Mittlere Panzer“, „Geschoßwerfer“, „Schützenpanzer“, „Selbstfahrlafetten“, „Kampfhubschrauber“, „MSR-Schiffe“ (auch zum Kauf): K. Jarmut, Leninstr. 72, Delitzsch, 7270 – Biete Briefmarken u. Blocks von Bulgarien (postfrisch) – Suche „Erzählerreihe“, „Blaulicht“, „Spannend erzählt“, „Tatsachen“: Finn Kurtz, Saalhausener Str. 5, Dresden, 8028 – Biete Fliegerjahrbuch 1959; 60; 62; 76; 83, Fliegerkalender 1986, „Die Luftfahrt der UdSSR“, „Geschichte des Luftkrieges“, „Sowjetische Flugzeuge“ – Suche Fliegerjahrbuch 1958; 61; 64; 65; 70; 71; 73; 77; 80, „Flügel der Heimat“, Aerosport: H.-J. Weisel, PF 36017/HC, Bad Düben, 7282 – Biete FR 9–12/70, 1971/72, 1–8+10–12/73, 1974, 1–9/75, 1/2/5/7/9–12/76, 1/2/4–12/77, 1978/79, 1–7/9–12/80, 1–10+12/81, 1982/83 – Suche „Flugzeuge aus aller Welt“ Teil II: Jörg Kullsch, Straße der Freundschaft, Karlshagen 2222 – Biete „Raumfahrt-Trägerraketen“, „Die Luftfahrt der UdSSR“, „Lexikon Raumfahrt“, „Jagdflieger greifen an“, Meyers Taschenlexikon „Raketentechnik/Raumfahrt“, Meyers Taschenlexikon „Luftfahrt“, „Grand-Prix-Report Auto-Union 1934–1939“, Fliegerjahrbuch 1979/85/86 – Suche Marinekalender 1966, Motorjahrbuch 1957/58: Conrad Marschke, Dorfstr. 21, Lübben, 7550 – Biete umfangreiches Material über Schiffe, Panzer, Flugzeuge und Handfeuerwaffen – Suche Geldscheine und Münzen: B. Günther, Otto-Nuschke-Str. 21, Gardelegen, 3570 – Suche „Jagdflieger greifen an“, „Über unsichtbare Barrieren“, „Himmel des Krieges“, „Geschichte des Luftkrieges“, Plast-Kampfflugzeugmodelle M 1:72 (ungebaut): Steffen Wonzak, G.-Galilei-Str. 2, Schwerin, 2794 – Biete Typenblätter mt (72 Stück), FR (101), AR (375), AR-Poster (90), FR- u. Aerosport-Poster (159), Fliegerjahrbuch 1978/80–82+84, Fliegerkalender 1973/76–80/82–85, Fotos u. Material über Flugzeuge: S. Jager, Lomonossowallee 41 Whg. 93, Greifswald, 2200 – Suche Melodie und Rhythmus 1975–1985 u. 1–6/86: Peter Leisker, Barkengasse 8 218-01/18, Radebeul, 8122 – Suche FR 10+12/80, 1+8/81: Heiko Bitterlich, Weststr. 27, Karl-Marx-Stadt, 9005 – Biete „Geschichte des zweiten Weltkrieges“ Band 4–10 u. 12, „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen“, „Jagdflieger“, „Himmel des Krieges“, „Als erste in der Heimat“, „Mein Leben für die Flotte“, „Der schwere Entschluß“, „Insel ohne Leuchtfeuer“ – Suche Fliegerkalender 1971/72, Marinekalender 1965, Marinewesen 2/69: H. Schrödter, Schulstraße 41, Mühlanger, 4605 – Biete AR 1/2/5–12/1957, 1958, 1–6/8–12/1959, 7+8/1960, 1+2/1961 (einzelne Hefte auch doppelt) – Suche ältere Hefte „Jugend und Technik“: Peter Pohlmann, Amanlisweg 10 10/03, Berlin, 1140 – Biete Fliegerkalender 1966–1982, Marinekalender 1970–1979 – Suche Fliegerkalender 1964+65, Marinekalender 1965–1969, „Strahltrainer“, „Hubschrauber der Welt“: G. Breetz, Below-Wesenberg, 2084 – Biete AR 1+2/4–12/78, 2–12/79, 1–6/8–12/80, 1–7/9–12/81, 1982, 1–11/83, 1984, 1–5/7+8/10–12/85: Gertrud Karl, Chemnitztalstr. 4, Markersdorf, 9114 – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch“, Fliegerkalender 86, Typenblätter Flugzeuge, Panzer und Schützenwaffen: Maik Kalkowski, Hauptstr. 40, Ducherow, 2142 – Biete FR-Flugzeugtypenblätter – Suche AR 7–10/81, 1+2/82, 5/83: Kay Krüger, Augustusweg 17a, Radebeul 1, 8122 – Suche FR 3/85 und 1/86: H. Mester, Ruhlander Str. 83c, Schwarzheide, 7817 – Biete verschiedene MTH, mt 84–85, Fliegerkalender 1973, Marinekalender 1970, 1971, Sammler-Express 1982–84, VA-Typenblätter, „Tatsachen“-Hefte – Suche Plastflugzeugmodelle M 1:72 (ungebaut), L+K vor 1985, AR-Typenblätter vor 1974: H. Kunath, Berzdorfer Str. 3, Dresden, 8036

ARMEE-RUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 430 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

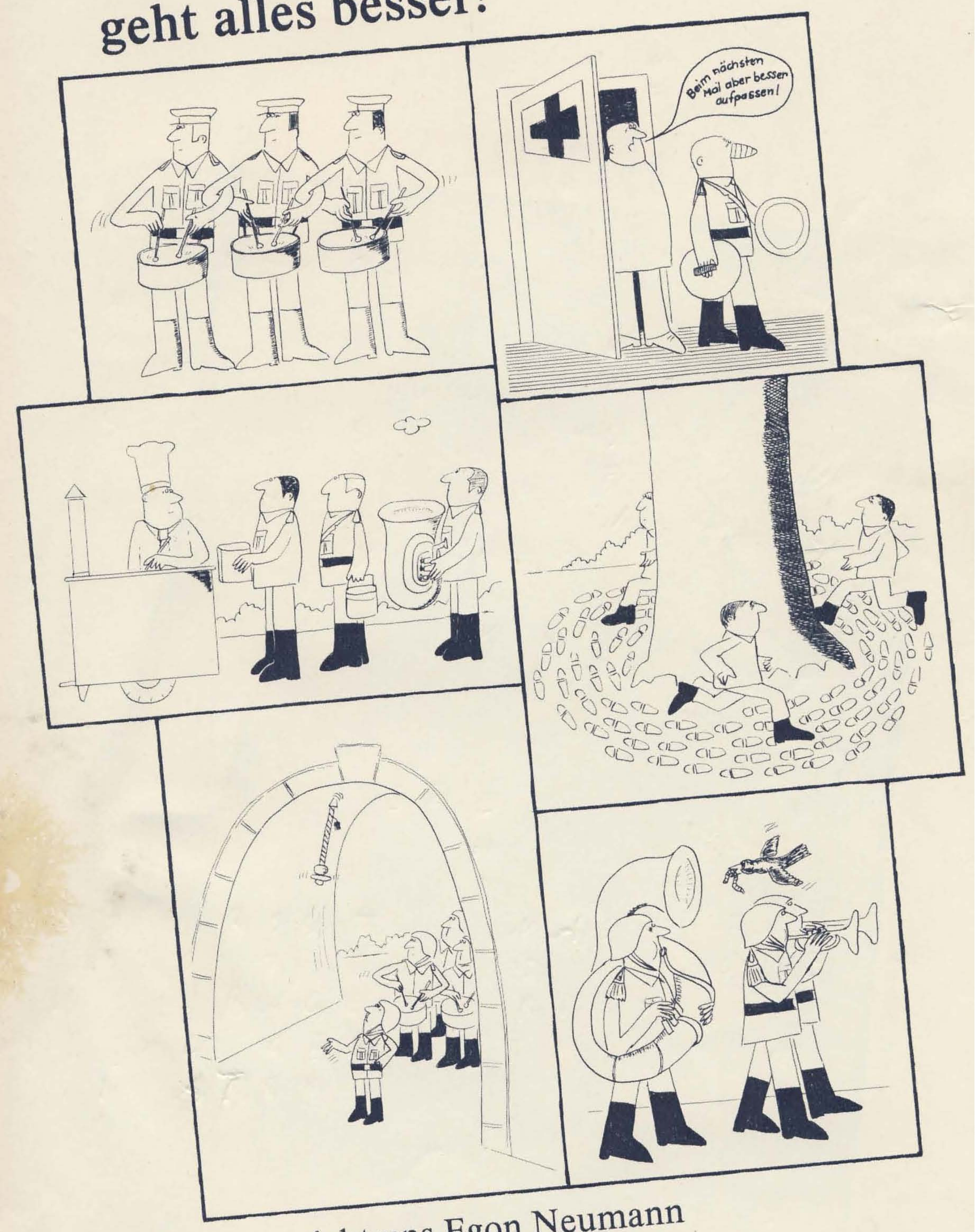
Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 8. 1986

Für den Titel fotografierten M. Uhlenhut (3), W. Mausolf, Geißler, ZB-Richter

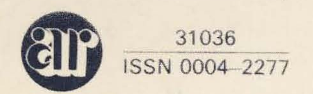
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel.
Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4300618/App. 321 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Mit Musik geht alles besser!



verspricht uns Egon Neumann



31036
ISSN 0004-2277

Sabine Bruhns

Die Sängerin wurde fotografiert von Günter Gueffroy

Autogramm-Anschrift: Mendelssohnstraße 3, Berlin, 1055